

Der Sprachdienst

Gunther Schunk

Gasthäuser – Namen mit Schall und Rauch
Geschichten rund um Wirtshausnamen

Medienpreis für Sprachkultur 2010
Alexander-Rhomberg-Preis 2010

Fragen und Antworten

Aus der [GfdS]

Aussprache

Preisaufgabe

3–4/10

Jahrgang 54
Mai–August

Inhaltsverzeichnis

Gasthäuser – Namen mit Schall und Rauch. Geschichten rund um Wirtshausnamen.....	77
Medienpreis für Sprachkultur und Alexander-Rhomberg-Preis 2010	87
Wir brauchen die Sprachkünstler der leichten Muse	88
Grußwort an die Preisträger und Gäste	90
Laudatio auf Bettina Gaus	92
Dankrede von Bettina Gaus	96
Laudatio auf Hape Kerkeling	100
Dankrede von Hape Kerkeling.....	104
Laudatio auf Christian Salewski.....	107
Dankrede von Christian Salewski	109
Fragen und Antworten	112
Aus der GfdS.....	115
Niederschrift über die Mitgliederversammlung 2010.....	115
Aussprache	130
Preisaufgabe.....	131
»Übersetzung Deutsch – Deutsch« (Glosse)	132

Impressum

Anschrift (Herausgeberin, Redaktion, Verlag,
Vertrieb, Anzeigen):

Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.
Spiegelgasse 13
65183 Wiesbaden
Telefon: 0049 (0)611 99955-0
Telefax: 0049 (0)611 99955-30
E-Mail: ds@gfds.de (Vertrieb)
sprachdienst@gfds.de (Redaktion)
Internet: www.gfds.de

Herausgegeben von Prof. Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus
im Auftrag der Gesellschaft für deutsche Sprache
(Wiesbaden)

Redaktion: Nicola Frank
im Zusammenwirken mit den wissenschaft-
lichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Verlag und Vertrieb:
Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht in
jedem Fall die Auffassung der Redaktion wieder.

Bestellungen nehmen jede Buchhandlung und die
Gesellschaft für deutsche Sprache entgegen.

Der Sprachdienst erscheint in sechs Ausgaben jährlich
in der Regel zweimonatlich.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des
Abonnements können nur bis zum Ablauf eines Jahres
erfolgen und müssen bis 15. November des laufenden
Jahres bei der Geschäftsstelle eingegangen sein.

Für Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Sprache ist
der Bezugspreis durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Bankverbindung:

Nassauische Sparkasse Wiesbaden
Konto 100 069 113 · BLZ 510 500 15
IBAN: DE67 5105 0015 0100 0691 13
BIC (SWIFT-Code): NASSDE55

Alle Rechte vorbehalten.

ISSN 0038-8459

Verantwortlich für den Anzeigenteil:
Gesellschaft für deutsche Sprache e. V.

Druck: Dinges & Frick GmbH
Medientechnik, Drucktechnik & Verlag,
Wiesbaden

Gestaltung: Titelseite: Susanne Kreuzer, Mainz
Layout: Petra Wilhelm, Wiesloch

Liebe Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Sprache, liebe Leserinnen und Leser,

die Mitgliederversammlung der GfdS findet traditionell alle zwei Jahre in Wiesbaden in Verbindung mit der Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur statt, so auch wieder in diesem Jahr (siehe das Protokoll ab Seite 115 dieses Heftes). Alternierend dazu wird die zweijährliche Gesamtvorstandssitzung an verschiedenen Orten abgehalten, zuletzt im Jahr 2007 in Luzern und 2009 in Berlin. Die nächste Gesamtvorstandssitzung im Jahr 2011 ist nun in Wien geplant (der genaue Termin wird noch bekannt gegeben).

Herausgeberin und Redaktion

Gasthäuser – Namen mit Schall und Rauch Geschichten rund um Wirtshausnamen¹

Von Gunther Schunk

In Würzburg heißen sie *AKW*, *Zur Burg*, *Jenseits* und *Zauberberg*. Oder sie heißen *Weinhaus Schnabel*, *Johanniterbäck*, *LOMA* und *Semmelbrösel*. Allein diese wenigen Beispiele lassen die Vielfalt deutscher Gasthausnamen erahnen. Sie zeigen, dass es bei der Benennung von Gasthäusern kaum Grenzen gibt. Und sie zeigen, dass Gasthausnamen genauso wie die Gesellschaft einem steten Wandel unterliegen.² Ging der Großvater früher noch in die *Krone* auf ein Glas Bier, so geht der Enkel heute ins *Papperla Pub* und trinkt einen Caipi oder ein Bananenweizen. Die Veränderungen in der Gasthausnamen-Mode sind erkennbar, doch haben sie auch ein Muster? So wie heute wahrscheinlich niemand sein Gasthaus bei einer echten Neueröffnung »Zum grünen Kranze« nennt, so hätte es 1920 niemand gewagt, seine Trinkstube »Sonderbar« zu benamen.

Der folgende Beitrag beschreibt den kulturhistorischen Wandel und die Geschichte und Vielfalt deutscher Gasthausnamen.³ Basis sind – im Sinne einer Stichprobe – die beiden größten Städte Unterfrankens: Würzburg und Schweinfurt. Im Sinne eines sprachwissenschaftlichen »Wirtschaftsstudiums« wird im Folgenden die gastronomische Szene namenkundlich begutachtet. Der Titel des Beitrags spielt auf die alte Weisheit an, die bekanntlich besagt »Namen sind Schall und Rauch«. Denn wenn drei Dinge für Gasthäuser seit Jahrhunderten gelten, dann sind es folgende:

Erstens: Ein Gasthaus muss einen Namen haben, sonst findet man es nicht. *Wo bitte geht's zum Anker?*

Zweitens: In einem Gasthaus gibt es – mit fortschreitender Uhrzeit zumal – jede Menge Schall. Wer keine Musik mag und sich nicht unterhalten mag, der soll zu Hause bleiben, aber nicht ins Gasthaus gehen. Deswegen heißen Sie auch *Brazil*, *Schabernack* und *Zur Gemütlichkeit*, nicht aber »Zur trüben Tasse«, »Zur Traurigkeit« oder »Zum schweigsamen Landmann«. Nur in Brüssel ist mir eine Bar bekannt, die *Le Cercueil*, zu Deutsch »Der Sarg« heißt.

Drittens gilt bis heute zum Teil immer noch: Geh in ein Gasthaus und du findest einen, der raucht. So war es nun einmal schon seit Anbeginn, quasi seit der Erfindung der Wirtsstube.

[→

¹ Vorlage des Beitrags ist ein Vortrag, der in den GfdS-Zweigen in Nürnberg und Wiesbaden gehalten wurde.

² In der Süddeutschen Zeitung vom 3. April 2004 titelte Hermann Unterstöger auf Seite 3 in einem Beitrag über das Dorfleben und den Wandel der Wirtshauskultur daher auch: »Im Krug zum grünen Event«.

³ Die Idee zu dieser Untersuchung und ein Teil der Daten gehen auf meinen früheren Kollegen Dr. Jens Wichtermann an der Universität Würzburg zurück. Ich danke Dr. Birgit Speckle, Bezirk Unterfranken Kulturarbeit und Heimatpflege, für Ideen, Fotos und Anregungen.

1 Einleitung

Die vorliegende Untersuchung betrachtet die Namen Schweinfurter und Würzburger Gasthäuser vom 16. Jahrhundert bis heute. Im Mittelpunkt des Interesses stehen zwei Fragen:

1. Welche Namensgruppen gibt es bei Gasthäusern? Kann man überhaupt eine Ordnung in all diese Namen bringen? Oder ist das alles nur ein zufälliges Durcheinander?
Gibt es also etwa ein zeitlich einzuordnendes System (synchrone Clusterung) zu Namensgruppen, für die übergeordnete Kategorien zu bilden sind?
2. Wie veränderten sich die Vorlieben bei der Benennung von Gasthäusern vom 16. Jahrhundert bis heute? Kann man Benennungsmotivationen erkennen? Welche Namenmoden zeigen sich?

Es stellt sich somit die Frage nach den bevorzugten Namentypen im Wandel der Zeit. Um Namenmoden zu erkennen ist der Untersuchungszeitraum vom 16. Jahrhundert bis heute in sieben Zeitabschnitte eingeteilt. Dann müssen jeweils die fünf häufigsten Namentypen ermittelt werden.

2 Vorbemerkungen

Ein Gasthaus kann man definieren als »Lokal, in dem man essen, trinken (und übernachten) kann«, oder vereinfacht gesagt: »Alles, was eine Schanklizenz hat.« Gasthausnamen sind mithin Namen von Gasthäusern mit und ohne Übernachtungsmöglichkeit, Restaurants, Wein- und Bierstuben, Kaffeehäusern, Hotels, Pensionen, Motels, Imbissstuben, Bars, Nachtclubs, Diskotheken, Spelunken, Tavernen, Bistrorants, Kneipen, Trinkstuben usw.

Die Datenbasis der vorliegenden Untersuchung umfasst rund 550 Gasthausnamen. Als Quellen wurden vornehmlich Schweinfurter Adress- und Telefonbücher herangezogen sowie zum Beispiel auch der erste Reiseführer über Würzburg von 1803 und der erste literarische Würzburger Kneipenfürer »Würzburg zwischen Sekt und Selters« aus den Jahren 1998 und 2002. Die Auswahl der zur Datenerhebung herangezogenen Quellen ist stichprobenhaft. Sie kann für den sprachhistorischen Wandel also nur Tendenzen andeuten.

Die Erforschung der Namen unter theoretischen sowie sprach- und siedlungs-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Aspekten ist eine eigene wissenschaftliche Disziplin, eben die Namenkunde.⁴ Sie ist daher auch eine bedeutende wissenschaftliche Hilfsdisziplin. Ein großer Teil unseres Wortschatzes besteht aus Namen. Der Namenschatz ist größer als der Wortschatz! Er verweist auf den kulturellen Reichtum, der in Namen gespeichert ist. Gerade hier sind Gasthausnamen ein gutes Beispiel. Gasthausnamen gehören zu der großen und äußerst heterogenen Klasse der so genannten Toponyme, also der Örtlichkeitsnamen. Unter die Klasse der Toponyme fallen demnach unter anderem auch Ländernamen, Flurnamen, Städtenamen, Gewässernamen, Straßennamen und Ortsnamen im Sinne von Siedlungsnamen. Kneipennamen sind insofern ein Sonderfall, als sie oft eben [→

⁴ UDOLPH, JÜRGEN; FITZEK, SEBASTIAN: *Professor Udolphs Buch der Namen*. München 2007

nicht bedeutungslos sind, sondern ganz bewusst mit Andeutungen spielen: Zum Beispiel das *Muck*, das ursprünglich für »Martinas und Christians Kneipe« – also M. u. C. K. – stand.

Für alle Kneipennamen gilt eine Grundbedingung: Sie sollen – pro Ort – einmalig sein, unverwechselbar und eben eindeutig identifizierbar. Das ist ja gerade für eine Kneipe wichtig! Pro Ort darf es nur einmal diesen einen Kneipennamen geben, zum Beispiel *Goldener Stern*. So gibt es rund 807 Mal in Deutschland laut Telefonbuch-CD ein Gasthaus mit dem Namen oder Namensbestandteil *Krone*, darunter 265 Mal der Name *Zur Krone*. Die Sortierung nach Ortsnamen beweist: Eine *Krone* gibt es deutschlandweit immer nur einmal pro Ort, ausgenommen bei späteren Eingemeindungen, wie das wohl in Hürth der Fall ist, wo es zweimal die Gaststätte *Zur Krone* gibt. Auch in Remagen, Kleinwallstadt und in Rüsselsheim gibt es je zwei Gasthäuser *Zur Krone*. Doch Doppelnennungen bleiben die große Ausnahme. In Essen zum Beispiel gibt es wohl aus diesem Grund eine *Zur Krone* und eine *Zur kleinen Krone*.

Die Ursprünge der Gasthausnamen

Die Entstehung von Gasthausnamen steht in engem Zusammenhang mit den bereits im 12. Jahrhundert in deutschen Städten aufkommenden Häusernamen. Hier sind nicht die späteren »Hausnamen« gemeint, die sich an Familiennamen orientieren. Die Häusernamen, die sich vom Rhein aus über West- und Mitteldeutschland verbreiteten, dienten vornehmlich praktischen Zwecken: Sie erleichterten zum einen die Orientierung in den wachsenden Städten. Zum anderen machte ein zunehmendes Sicherheitsbedürfnis im Rechtsverkehr eine genaue Bezeichnung der Häuser und Grundstücke bei Rechtsgeschäften notwendig. Bis heute haben sich diese Häusernamen vor allem bei Wirtshäusern und Apotheken gehalten. Häusernamen sind für Würzburg ab dem Jahr 1250 nachgewiesen, zum Beispiel der *Löwenhof* und der *Fichtelhof*. Die ersten Gasthausnamen hingegen sind erst etwa zweihundert Jahre nach dem Aufkommen der Häusernamen belegt. Vor allem im 15. und 16. Jahrhundert fanden Gasthausnamen Einzug in den Städten Deutschlands. Auch in der Freien Reichsstadt Schweinfurt tauchen im frühen 16. Jahrhundert Gasthausnamen auf, die mit dem Namen des Hauses, in dem sie sich befinden, identisch sind. Ein Beispiel ist das Haus bzw. Gasthaus *Zur Gans*, das an der Ecke Rückertstraße/Brückenstraße stand.

Zur Kennzeichnung nutzen die Wirte schon recht früh Schilder, die sie außen an ihrem Wirtshaus befestigten. In den Städten setzten sich bereits ab dem 13. Jahrhundert Schilder durch. Manchmal diente auch ein aus zwei kreuzweise übereinander gelegten Dreiecken gebildeter Stern der Identifikation eines Hauses als Gaststätte. Diesem Drudenfuß wurde magisch-mystische Bedeutung zugesprochen. Auch Kränze und Zweige waren üblich, wie sich das zum Teil bis heute bei Landschenken und Heckenwirtschaften gehalten hat. Wer also zur Zeit der Weinernte Most oder Wein ausschenken wollte, durfte dies nur tun, wenn er an seinem Haus ein derartiges Symbol angebracht hatte. Das Aushängen dieser Zeichen stand vielfach unter der Kontrolle der Zünfte oder der Städte. In Unterfranken stellte man, sobald der junge Most ausgeschenkt wurde, eine schlanke, hohe

↳

Tanne vor dem Gasthaus auf, deren Äste bis auf eine kleine mit bunten Bändern und Papierblumen geschmückte Krone gestützt waren. Weit verbreitete Gasthausnamen wie *Krone*, (*Grüner*) *Kranz* und *Stern* belegen den nachhaltigen Einfluss derartiger Symbole auf die Benennung von Gasthäusern.

Ein Großteil der Bevölkerung konnte damals weder lesen noch schreiben, daher empfahlen sich Symbole und Motive, die man gut auf ein Wirtshausschild zeichnen und eindeutig erkennen konnte. Überhaupt spielten Symbole von Anfang an



Gasthof Bären in Frickenhausen, links ist das Motiv des Bären zu sehen.

Foto: Gunther Schunk

eine große Rolle: Die Sonne als Spenderin von Licht, der Stern als Glücksbringer, die Krone als Sinnbild von Macht und die Rose als altes Marienzeichen, daneben auch Heiligenattribute wie Anker, Schlüssel, Schwert oder Pflug. Als Wirtshausbezeichnung weit verbreitet waren Wappentiere wie Adler, Löwe und Bär, außerdem christliche Schöpfungssymbole wie Ochse, Pferd, Lamm, Schaf und Storch.

Doch bei dem Akt der Benennung, der Namenvergabe, spielte im Mittelalter eine zweite Entwicklung eine wichtige Rolle. In die Zeit der ersten Häusernamen, also ab Mitte des 12. Jahrhunderts, fällt auch die Entstehung der Wappen. Zu dieser Zeit gab es schon die ersten Gasthäuser, die ihren Namen bis heute erhalten haben. So ist der *Stiftskeller St. Peter* in Salzburg, dessen Gebäude 803 erstmals erwähnt wird, eine der vielen Gaststätten, die von sich behaupten, das »älteste Gasthaus Europas« zu sein. So richtig spürbar wird der Einfluss der Heraldik auf die Benennung von Häusern und Gasthäusern im 15. und 16. Jahrhundert. Damals waren die Gasthäuser oftmals mit Wappen geschmückt, die reisende Fürsten und Herren an den Herbergen, in denen sie abstiegen, anbrachten. Bei der Abreise blieben diese Wappen »bildlich« zurück und waren Anlass für einen Gasthausnamen. Zu den häufigsten Wappenmotiven gehören der Löwe und der Bär. In Schweinfurt fanden sich im 16. Jahrhundert die Gasthäuser *Goldener Löwe* und *Schwarzer Bär*, deren Namen durchaus auf derartige Wappen zurückgeführt werden können. Die Heraldik mit ihren Symbolen übte nicht nur Einfluss auf die eigentlichen Wirts-

[→

hausnamen aus, sondern auch auf die häufig beigefügten Farbattribute. Zu den populärsten heraldischen Farben zählen »rot« und »golden«.

3 Die Typologisierung von Gasthausnamen

Wie kann man Namen von Gasthäusern überhaupt einteilen? Bisher gibt es eine vergleichbare Studie nur in dem 1969 erschienenen Aufsatz *Die deutschen Apothekennamen*. Insgesamt werden dort 7.192 Apothekennamen nach Namentypen klassifiziert, in 20 verschiedene Namensgruppen eingeteilt und nach der Häufigkeit ihres Vorkommens untersucht.⁵ Mögliche Kategorien sind »Personennamen«, zum Beispiel als Familiennamen des Besitzers (z. B. *Café Hauptelshofer*, *Café Michel*), oder lediglich als Vorname, zum Beispiel des Wirts (z. B. *Zum Udo*, *Chez René*). Eine weitere Gruppe sind Lokalnamen, d. h. ortsgebundene Namen, die eng mit einem Ort, der Landschaft oder der Gegend verbunden sind, z. B. *Am Stift Haug*, direkt neben der Kirche Stift Haug, das *Residenzcafé* neben der Residenz und das *Sandertorbäck* am Stadttor zum Stadtteil Sanderau.

Die Sortierung der rund 550 Gasthausnamen ergab 11 Kategorien, also Namensgruppen, denen sich alle Belege zuordnen lassen: Tiernamen, Pflanzen-, Personen-, Naturnamen, Brauereinamen, ortsgebundene Namen, patriotische und ideologische Namen, ausländische, abstrakte und Gegenstandsamen sowie Berufsbezeichnungen. Hier ein Beispiel für die Gruppe der Tiernamen, die sich sehr gut zuordnen lässt.

Gasthausnamen	Zeitpunkt des ersten Auftretens	Gasthausnamen	Zeitpunkt des ersten Auftretens
<i>Gans</i>	16. Jhd.	<i>Roter Ochse</i>	1921
<i>Krähe</i>	16. Jhd.	<i>Weißes Lamm</i>	1921
<i>Goldener Hirsch</i>	16. Jhd.	<i>Roter Hahn</i>	1921
<i>Goldener Löwe</i>	16. Jhd.	<i>Zum Weißen Röß'l</i>	1936
<i>Schwarzer Bär</i>	16. Jhd.	<i>Trinkstube Reblaus</i>	1955
<i>Schwane</i>	17. u. 18. Jhd	<i>Zum Fischlein</i>	1955
<i>Schwarzer Adler</i>	17. u. 18. Jhd	<i>Grüne Gans</i>	1994
<i>Rotes Ross</i>	17. u. 18. Jhd	<i>Krokodil</i>	1994
<i>Rabe</i>	17. u. 18. Jhd.	<i>Käuzle</i>	1990er

Die Tabelle listet die Gruppe der Tiernamen auf sowie den Zeitpunkt des ersten Auftretens in den vorliegenden Quellen. Während sich die im 20. Jahrhundert zum ersten Mal auftretenden Namen ohne Bedenken dem Typ *Tiernamen* unterordnen lassen, bedarf die Klassifizierung früher auftretender Gasthausnamen zumindest eines Kommentars: Zwar handelt es sich beim *Goldenen Hirschen*, dem *Goldenen Löwen*, dem *Schwarzen Bären* und dem *Schwarzen Adler* um Tiernamen. Allerdings liegt die Vermutung nahe, dass die Gasthäuser nach Farbe und Gestalt von Wappen benannt wurden. Der *Goldene Hirsch*, der *Goldene Löwen*, der *Schwarze Adler* und das *Weißes Lamm* ließen sich auch einem Namentyp *Religiöse Symbole* zu-

↳

⁵ Eine mögliche Klassifizierung der Gasthausnamen schlägt Wolfgang Clement in einer Untersuchung zu Sendlinger Gasthäusern vor. Einen ähnlichen Ansatz für das Fürstentum Liechtenstein und das östliche Bodenseengebiet vertritt Lorenz Jehle.

ordnen. So gilt der Hirsch in der christlichen Religion als Sinnbild für Jugendkraft, der Adler als Sinnbild Christi, der Löwe als Symbol des Evangelisten Markus und das Lamm als Sinnbild der Reinheit und der Sanftmut.

Nach diesem Schema wurden alle Gasthausnamen einer Gruppe zugeordnet. Ein weiteres Beispiel ist die Gruppe der ortsgebundenen Namen, die also auf einen Ort oder eine besondere Stelle der Stadt verweisen.

Städte-/Dorfnamen	Name einer Region
<i>Schweinfurter Hof</i>	<i>Fränkische Weinstube</i>
<i>Stadt Kissingen</i>	<i>Wienerwald</i>
<i>Poppenhäuser Bierquelle</i>	<i>Orient</i>
<i>Dettelbacher Hof</i>	<i>Rheinische Stuben</i>
<i>Alt-Nürnberg</i>	<i>Eiscafé Venezia</i>
<i>Zur Stadt Mainz</i>	
Stadtteilnamen	Name eines Ortes
<i>Gartenstadt</i>	<i>Mühltor</i>
<i>Deutschhofschänke</i>	<i>Zur Steinernen Brücke</i>
<i>Soundpark Ost</i>	<i>Marktstüble</i>
Ländernamen	Sonstige Ortsnamen
<i>Barbados</i>	<i>Pferdestall</i>
<i>Mexikanisch. Steakhaus</i>	<i>Tenne / Backöfele</i>
<i>Zum Deutschen Haus</i>	<i>Airport</i>

Unter dem Typ »ortsgebundene Namen« sind Gasthausnamen klassifiziert, die nach einem Ortsnamen (einem Toponym im weitesten Sinn, zum Beispiel Schweinfurt) oder einer lokalen Bezeichnung (gemeint sind Appellativa wie *Café am Dom*) benannt sind. Oder es handelt sich um Namen, die wenigstens eine lokale Komponente enthalten: *Bürgerspital-Weinstuben* (benannt nach dem Würzburger Altenheim und Weingut Bürgerspital), *Riverside* (liegt direkt am Fluss Main in Würzburg), *Zum alten Kranen* (nach dem Würzburger Wahrzeichen am Fluss Main, einem alten Ladekran). Diese Gruppe der Gasthausnamen ist äußerst heterogen. Der Typ »ortsgebundene Namen« kann mithin in verschiedene Subtypen untergliedert werden. Diese Subtypen sind:

- Städte- und Dorfnamen: *Poppenhäuser Bierstube*, *Stadt Mainz*
- Stadtteilnamen (*Zellerauer Treff*, *Pleicher Hof*)
- Ländernamen oder Namen einer Region (*Rheinische Stuben*)
- Namen eines Ortes (Straße, Gebäude etc.) in unmittelbarer Nähe des Gasthauses: Das *Reurerbäck* liegt direkt neben dem Reurerkloster, das *Sandertorbäck* befindet sich am Stadttor zum Stadtteil Sanderau und das *Café Nikolausruhe* liegt am Fuße des Nikolausbergs.

Daneben gibt es die Gruppe der Pflanzennamen: Zu einem stattlichen Gasthof gehören schattenspendende Bäume. Daran erinnern Namen wie *Linde*, *Grüner Baum*, *Tanne*, *Erle*, *Ahorn* und *Kastanienbaum*. Seit den 1970er Jahren gibt es in Würzburg den *Lorbeerbaum*. Viele Namen sind im wahrsten Sinne blumig: neben *Rose* und *Blume* je nach Lage auch *Seerose*, *Edelweiss*, *Alpenrösli* und *Enzian*. Neuen Datums sind *Apfelbaum* und *Tomate*.

[→

Auch die Gruppe der Personennamen lässt sich in verschiedene Subtypen unterteilen. Unterschieden wird zwischen »Namen bedeutender Persönlichkeiten«, »Personennamen aus Sagen und Literatur« und »Namen des Gasthausbesitzers«. So gibt es in Würzburg die *Weinstube Popp*, die den Namen der ursprünglichen Besitzerfamilie Popp trägt. Und mittlerweile gibt es schräg gegenüber das dazugehörige Hotel mit Restaurant, genannt *Poppular*. Auch das *Hans Huckebein*, benannt nach der berühmten Figur in Wilhelm Buschs Rabengeschichte, gehört in diese Gruppe. Ähnlich bekannt aus der Literatur ist der Name, den die Weinstube *Till Eulenspiegel* trägt.



Weinstuben Popp in Würzburg

Foto: Gunther Schunk

Unter den Namentyp »Naturnamen« fallen die Namen der Gasthäuser, die nach einem Naturphänomen im weitesten Sinn benannt sind. Dieser Typus ist heute selten gebraucht. In der Würzburger Haugerpfarrgasse hat sich aber das *Vier Jahreszeiten* erhalten. Weitere Beispiele sind *Goldene Sonne*, *Goldener Stern*, *Zur Guten Bergluft*, *Frühlingsgarten* und *Vier Quellen*. Unter Brauereinamen finden sich *Brauhaus Schweinfurt*, *Bürgerbräustüble*, *Zum Erdinger Weißbräu*, aber auch das *Zum Bitburger*. Etwas erklärungsbedürftiger ist das *Gehring's*, benannt nach der Brauerei Gehring, die den Namen der Familie Gehring trug.

Eine weniger große, aber recht eindeutige Gruppe ist die der patriotischen und ideologischen Namen. Dazu gehören *Café Victoria*, *Reichskneipe*, *Zum Grafen Zeppelin*, *Alter Grenadier*, *Kaiser-Hof*, *Germania* und der Gasthausname *Bismarckhöhe*, der auch der Gruppe Personennamen, und dort dem Subtyp »Namen bekannter Persönlichkeiten« zugeordnet werden kann. Sehr wahrscheinlich ist die Benennung jedoch politisch motiviert. Dieser Typus war vor 1900 kaum verbreitet und ist es seit 1950 ebenfalls nicht mehr.

Die jüngste Namengruppe ist die der ausländischen Namen. Diese Gasthausnamen entstammen bis auf wenige Ausnahmen der englischen und der italienischen Sprache: *Fiddler's Green*, *Truckstop*, *Bohème*, *Pizzeria Italiana Da Tony* oder das *Pussycat*. Es fällt auf, dass sämtliche der Belege frühestens im Telefonbuch von 1974 zu finden sind. Noch 1955 war kein einziger ausländischer Gasthausname im Schweinfurter und Würzburger Telefonbuch verzeichnet. Aktuelle Beispiele in Würzburg sind *Vivas*, *Le Clochard*, *El Pimiento*. In Schweinfurt wiederum gibt es unter anderem das *Tapas*.

Unter abstrakte Namen fallen Gasthausnamen, denen bürgerliche Tugenden wie Erholung, Frieden, Harmonie etc. zu Grunde liegen. Dieser Typus ist heute sehr gebräuchlich, gerade um Lifestyle oder ein bestimmtes Lebensgefühl auszudrücken. Ein frühes Beispiel ist die *Gemütlichkeit*. Moderner sind *Mainlust*, *Sowieso*, *Prima*, *ConQrenz*, *Jenseits* und *Kontraste*.

Sehr beliebt ist seit früher Zeit die Benennungsmotivation nach einem Gegenstand. Hier handelt es sich vor allem um hervorstechende Objekte in einer Gast- [→



Gaststätte Semmelbrösel

Foto: Gunther Schunk

stube: etwa ein Kachelofen in *Dirks Kachelofen im Bayerischen Hof* oder aber um modeabhängige Lifestyle-Symbole. Als Beispiele seien hier belegt: das *Chair*, *Zum Schlappen*, *Zum Stachel*, *Goldenes Faß*, *Krone*, *Goldener Ring*, *Die Pille*, *Korkenzieher*, *Zapfhahn*, *Mausefalle*, *Anker* oder das *Semmelbrösel*.

Ein häufig belegter Typus ist die Gruppe der Berufsbezeichnungen. So gibt es die *Büttnerschenke*, die *Jägerklause*, den *Nachtwächter*, den *Rossknecht* und – für eine Weingegend wie um Würzburg unabdingbar – die *Winzerklause*. Eine auffällige Erscheinung bei der Benennung von Gaststätten nach Berufsbezeichnungen ist, dass es sich dabei durchweg um alte Berufe handelt, die es heute zum Teil nicht mehr gibt. Sie erscheinen erst etwa um 1850, vorher in Würzburg und Schweinfurt aber gar nicht, zum Beispiel der *Würzburger Kutscher*.

Auf diese Weise lassen sich alle der rund 550 unterfränkischen Gasthausnamen aus den Quellen nach Hauptbenennungsmotiven typologisieren. Es lassen sich plausible, ausreichend belegte Gruppen bilden.

4 Gasthausnamen als Zeitgeistindiz

Nun noch ein paar Gedanken zum Wandel von Gasthausnamen. Gasthausnamen haben sich vom 16. Jahrhundert bis heute erheblich gewandelt. Bestimmte Namentypen wurden zu bestimmten Zeitabschnitten bevorzugt. Die fünf häufigsten Namentypen der Frühphase: Die Tiernamen sind vor 1800 der weitaus häufigste Namentyp. Neben den »klassischen« Gasthausnamen wie dem *Goldenen Hirsch*, dem *Goldenen Löwen*, oder dem *Schwarzen Adler*, denen ja vermutlich heraldische Motive zu Grunde liegen, finden sich die *Gans*, die *Kräh*e und der *Rabe*. Auffällig ist, dass sämtliche in den Quellen nach Tieren benannten Gasthäuser im 16., 17., und 18. Jahrhundert auftauchen. In den Adressbüchern von 1846 und 1890 hingegen finden sich kaum Gasthäuser, die dem Typ »Tiernamen« zugeordnet werden können. In Würzburg gab es 1803 noch sehr viele: den *Schwan*, den *Schwarzen Bär*, das *Einhorn*, den *Greif*, den *Goldenen Hirsch*, den *Roten Löwen*, den *Roten Ochs*, den *Storch*, den *Vogel Strauß*, den *Walfisch* und die *Goldene Gans*. 2010 sind nur noch der *Walfisch* und die *Goldene Gans* übrig.

In den Belegen aus der Zeit um 1900 sehen die fünf beliebtesten Namentypen anders aus. Mit den patriotischen und ideologischen Namen, den Brauereinamen und den abstrakten Namen treten um 1900 drei Namentypen auf, die vor 1850 keine Rolle spielten. Zu ersteren zählen Gasthausnamen wie *Germania*, *Kaiser-Hof* und *Reichskneipe*. Diese Namen weisen deutlich auf eine deutsch-nationale Ideologie hin, die sich nach der Jahrhundertwende offensichtlich auch auf die Wahl des Gasthausnamens niederschlägt. Unter ortsgebundene Namen fallen vornehmlich Gasthausnamen, die nach einer Örtlichkeit benannt sind, die in ihrer nächsten Umgebung liegt (z. B. *Zur Markthalle*, *Wasserleitung*, *Zur Neuen Anlage*).

Die früher populären Tiernamen sind 1900 offensichtlich völlig aus der Mode. [→

Um 1955 dominiert seit 30 Jahren der Typ »ortsgebundene Namen«, gefolgt von den Personen- und Brauereinamen. Allerdings handelt es sich bei den Brauereien, nach denen die Gasthäuser benannt sind, nicht mehr ausschließlich um Schweinfurter Brauunternehmen.

Mit der *Büttnerschenke*, der *Jägerklause* und der *Winzerklause* treten erstmals überhaupt Gasthausnamen des Typs »Berufsamen« auf den Plan. Seltener werden die Naturamen, Gegenstandsamen und Tiernamen.

In den 1970ern liegen die ortsgebundenen Namen an der Spitze der fünf Haupttypen. Allerdings sind es nicht mehr vorwiegend Örtlichkeiten in der Nähe der Gasthäuser, die als Benennungsmotiv dienen. Modern sind internationale Gasthausnamen wie *Athen-Club*, *Bukarest*, *China-Restaurant Hong-Kong* oder *Piran*. Der Grund für die Benennung von Gasthäusern nach ausländischen Orten – seien es Städte (*Hong-Kong*), Länder (*Barbados*) oder Regionen (*Dalmatien*) – liegt auf der Hand: In den siebziger Jahren hält die ausländische Küche Einzug in Deutschland. Nicht nur Pizzerien, auch andere ausländische Spezialitätenrestaurants etablieren sich und nehmen eine gewichtige Rolle in der Gastronomie ein. Der Gast erkennt bereits am Gasthausnamen, nach welcher Landesküche gekocht wird.

Die größte Gruppe neben den ortsgebundenen Namen wie *Brückenschänke* oder *Würzburger Hofbräu* stellen Gasthausnamen des Typs »ausländische Namen« dar. Dieser Namentyp taucht erstmals in den 1970ern auf. Noch 1955 findet sich in den ausgewerteten Quellen kein einziger Gasthausname, der unter »ausländische Namen« klassifiziert werden kann. Neben italienischen Namen (*Pizzeria Italiana La Gondola*, *La Strada* etc.) sind Gasthausnamen populär, deren Bezeichnung aus dem englischen Sprachraum kommt (*Home*, *Jet Set*, *Night Club*, *Scotch-Club* etc.). Es wird deutlich, dass Gasthausnamen eben die kulturellen und gesellschaftlichen Veränderungen widerspiegeln, die sich in Deutschland zwischen den fünfziger und den siebziger Jahren ereignet haben. Der Massentourismus setzt ein, innereuropäische Grenzen weichen auf, die Küche wird international.

Um die Jahrtausendwende stehen erstmals seit 1900 die ortsgebundenen Namen nicht an der Spitze der fünf populärsten Namentypen. Die Spitzenposition übernimmt der Typ »ausländische Namen«. Dies liegt vor allem an der großen Zahl von Pizzerien mit italienischem Namen. Aber auch englische Gasthausbezeichnungen wie *Cartwright's Inn*, *Kentucky Fried Chicken*, *Live-Pub Alabama* sind in den 1990ern zahlreich vertreten. Erstmals finden sich nun auch die Gegenstandsamen unter den fünf beliebtesten Typen.

Der vorangehende Abschnitt verdeutlicht, wie sich die Mode bei der Benennung Schweinfurter und Würzburger Gasthäuser von 1800 bis 2000 über zwei Jahrhunderte gewandelt haben. Die noch vor 1900 dominierenden Tiernamen spielten im 20. Jahrhundert kaum noch eine Rolle. Unter den fünf häufigsten Namentypen finden sich in allen untersuchten Zeitschnitten die ortsgebundenen Namen. Es ist einfach immer noch wichtig, durch den Namen zu sagen, wo ein Gasthaus steht. Oft steht es ja – nicht ganz ohne Stolz – neben einem bekanntem Bauwerk, zum Beispiel das *Café am Dom*.

Dass politisch-gesellschaftliche bzw. kulturelle Veränderungen Einfluss auf die Wahl des Gasthausnamens haben, zeigt sich um 1900 deutlich an Gasthausnamen [→

wie *Germania*, *Kaiserhof* und *Reichskneipe*. Sie lassen auf die Anfang des 20. Jahrhunderts vorherrschende deutsch-nationale Ideologie schließen. Bereits ab 1950 sind diese Gasthausnamen deutlich seltener belegt. Auch der seit den 1970ern populäre Typ »ausländische Namen« zeugt von gesellschaftlichen Veränderungen. Um die Jahrtausendwende stellen die ausländischen Namen erstmals den häufigsten Namentyp. Deutlich erkennbar ist in jüngerer Zeit der erhebliche Einfluss einer »kulturellen Amerikanisierung« auf die Wahl des Gasthausnamens. Belegt ist dieses Phänomen durch Gasthausnamen wie *Home*, *Western Saloon*, *Pussycat* oder *Kentucky Fried Chicken*. Doch jüngst spielen zunehmend Lifestyle und Wortwitz eine Rolle, zum Beispiel das *Papperla Pub*, der *Omnibus*, der *Schelmenkeller*, die Sportlerkneipe *Time out!*, das *Kult*, oder gar das *AKW*, das nicht für ›Atomkraftwerk‹ sondern für ›Autonomes Kultur Zentrum‹ steht. Typisch sind heute auch Namen wie die Mexikanische Bar mit Restaurant *Joe Peñas*, das *Jenseits*, die *Propeller-Bar*, die *Bombe* oder einfach nur das *Standard*.

Fazit

Moden finden in einem viel schnelleren Wechsel statt und es sind viel mehr Gasthausnamen im Umlauf. Dies hat auch damit zu tun, dass Gaststätten heutzutage viel schneller ihre Besitzer wechseln, die deshalb mit auffälligen Namen neu auf sich aufmerksam machen müssen. Dafür ist gerade das Herkömmliche, das Bekannte nicht ausreichend, sondern viel eher das Originelle, Zeitgeistige und der Verstoß gegen ein bekanntes Muster: *wunschlos glücklich* heißt beispielsweise eine der neuesten Kneipen in Würzburg.

Ob *Mainhatten* oder *Bacchus-Stuben*, ob *Karthäuser*, *Bürgerspital* oder *Studio*, die Musikkneipen *Omnibus* und *Tscharlie* oder die Studentenkneipe *Unicafé*, ja sogar ein *Vereinsheim Winzermännle* mit dem Zweitnamen *Sirtaki bei Thomas* gibt es. Die Vielfalt der Namen von Gasthäusern gibt mehr denn je beredt Kunde von unserer globalisierten Welt, eingebunden in regionale Kulturgeschichte. Dies zeigen auch all die wunderschönen Ausleger an den Außenwänden der Gasthäuser.⁶ Doch bei all dieser Vielfalt und bei allem Wandel dieser Namen gibt es doch immer noch Konstanten. Ganz nach dem Diktum des großen unterfränkischen Volkskundlers Josef Dünninger über seine »Heimat zwischen Beharrung und Wandel«⁷ kann man sagen: Egal wie sie heißen werden, auch in Zukunft werden Gasthäuser Namen haben und Orte der Geselligkeit sein, mit Schall und Rauch, wenngleich der Rauch künftig nur noch im Außenbereich oder in den Raucherzimmern zu finden ist. []

Dr. Gunther Schunk ist Zweigvorsitzender des GfdS-Zweiges Würzburg.

⁶ Mit dieser Fußnote möchte ich meinen Dank an all die Kunstschmiede ausdrücken, die ihr altes Handwerk pflegen und uns bis heute mit wunderschönen Auslegern und Gasthausschildern erfreuen. Sie erhalten dieses wunderschöne Kulturgut am Leben.

⁷ DÜNNINGER, JOSEF: *Volkskultur zwischen Beharrung und Wandel in Franken*, Dettelbach 1994.

Medienpreis für Sprachkultur und Alexander-Rhomberg-Preis 2010

Alle zwei Jahre verleiht die Gesellschaft für deutsche Sprache den Medienpreis für Sprachkultur. Der Festakt findet traditionell im Kurhaus der Landeshauptstadt Wiesbaden statt. Der Medienpreis für Sprachkultur wird in zwei Sparten vergeben. In der Sparte Presse wurde in diesem Jahr die Journalistin Bettina Gaus ausgezeichnet, in der Sparte Fernsehen der Moderator und Entertainer Hape Kerkeling. Den Alexander-Rhomberg-Preis für Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten erhielt der Freie Journalist Christian Salewski.

Zunächst begrüßte der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Prof. Dr. Rudolf Hoberg die Anwesenden. Daran anschließend sprach der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Wiesbaden, Dr. Helmut Müller. Für den musika-



V. l. n. r.: Dr. Frank-Walter Steinmeier, Hape Kerkeling, Bettina Gaus, Dr. Gunter Hofmann

Foto: Ri

lischen Rahmen beim Festakt war – wie seit nunmehr zwölf Jahren – die Wiesbadener Juristenband zuständig, die das Publikum auch in diesem Jahr wieder mit Dixielandmusik hervorragend unterhielt.

Zu Beginn des Festaktes wurde der Alexander-Rhomberg-Preis durch Inge Rhomberg, Vorsitzende der Alexander-Rhomberg-Stiftung, verliehen. Die Laudatio auf den Preisträger Christian Salewski hielt Britta Stuff, selbst Preisträgerin im Jahr 2008. Sie lobte vornehmlich das Einfühlungsvermögen des Journalisten Christian Salewski bei seinen Interviews. In seinen Reportagen charakterisiert er Menschen in hervorragender Weise.

Im Anschluss wurde der Medienpreis für Sprachkultur verliehen. Die Laudatio auf Bettina Gaus hielt Dr. Gunter Hofmann, Autor und ehemaliger Chefkorrespondent der Wochenzeitung »Die Zeit«. Bettina Gaus, ihre Texte und deren Sprache ließen sich gut mit einer Formulierung des Politikers Peter Glotz beschreiben, sagte er, der einmal von der »Arbeit der Zuspitzung« gesprochen habe. In diesem Sinne reduziere Bettina Gaus das Komplexe, jedoch ohne »bei den schrecklichen Verein-

↳



Die Wiesbadener Juristenband

Foto: Ri

fachern zu landen«. Die Laudatio auf Hape Kerkeling hielt der ehemalige Bundesaußenminister und SPD-Fraktionsvorsitzende Dr. Frank-Walter Steinmeier, ein »Zeitgenosse und alter Bewunderer« des Preisträgers, wie er betonte. Dessen große Kunst bestehe darin, eine Sache »treffend, aber nicht zu überdeutlich zu gestalten«, wie Dr. Steinmeier an einigen der

von Kerkeling geschaffenen Figuren deutlich machte.

Der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Prof. Dr. Rudolf Hoberg, und die Geschäftsführerin, Prof. Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus, überreichten danach die Verleihungsurkunden zum Medienpreis für Sprachkultur an Bettina Gaus und Hape Kerkeling. Als Ehrengabe bekamen die Preisträgerin und der Preisträger das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm in dreiunddreißig Bänden. Im Folgenden sind die Laudationes und Dankreden der Preisträgerin und der Preisträger sowie die Ansprachen abgedruckt.

Wir brauchen die Sprachkünstler der leichten Muse

Von Rudolf Hoberg, Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache

Bei der Medienpreisverleihung vor zehn Jahren habe ich eine kleine Begrüßungsrede gehalten, die den Titel trug »Die Sprache der Journalisten ist besser als ihr Ruf« (Der Sprachdienst, H. 2–3/2000, S. 98–100). Ich wurde gelobt, aber auch kritisiert, vor allem von Angehörigen des »Bildungsbürgertums«. Noch mehr kritisiert, ja beschimpft wurde ich, als ich in den letzten Jahren in Reden und Aufsätzen den Zustand der deutschen Gegenwartssprache als gut bezeichnet habe, etwa in dem Beitrag »Die deutsche Sprache wächst, blüht und gedeiht«. Wenn ich diese Behauptung bei Vorträgen in Volkshochschulen, vor Lehrer- oder Elternverbänden, in Rotary Clubs, vor Politikern oder bei Fernsehdiskussionen ausspreche, kann ich sicher sein, dass sich die Mienen vieler Zuhörer verfinstern, und nicht selten steht jemand auf, sieht mich wütend an und verlässt den Saal. Man weiß doch, dass die deutsche Sprache verkommt, dass die Ausdrucksfähigkeit der Jugendlichen katastrophal ist, man liest es doch täglich in der Zeitung – und da kommt jemand, der zur Zunft der Linguisten gehört (von der man – spätestens seit der Rechtschreibreform – ohnehin wenig hält), der darüber hinaus noch Vorsitzender [→

der Gesellschaft für deutsche Sprache ist, und erklärt, die deutsche Sprache sei, wie mein Kollege Rainer Wimmer vor Jahren einmal gesagt hat, »gut in Schuss«. Das sei, wie mir immer wieder gesagt wird, »unerträglich« und »dumm«. Aber, Gott sei Dank, kommen auch nach jedem Vortrag nicht wenige Zuhörer, die mir die Hand schütteln und sich bedanken. Und ich weiß die allermeisten Kollegen und Sprach-Kenner auf meiner Seite.

Wir wissen natürlich, dass es heute Entwicklungen oder einzelne Erscheinungen in unserer Sprache gibt, die man mit Recht kritisieren kann und muss, aber wir haben heute insgesamt eine so reichhaltige und differenzierte Sprache, um die uns frühere Generationen zweifellos beneiden würden. Wenn Goethe in die heutige Sprachwelt käme, würde er sich sicher einige Tage lang die Augen reiben und die Ohren reinigen. Aber wie ich Goethe kenne – und ich kenne ihn ziemlich gut, denn ich bin ihm in meinem Leben oft begegnet –, würde ihm vieles gut gefallen, denn er war aus einem klugen Traditionsbewusstsein Neuem gegenüber immer offen. Sicher, würde er sagen, einiges ging verloren, wie das in der Geschichte so ist, aber er würde auch erfreut darüber sein, wie viel Neues und Interessantes hinzugekommen ist. Die Wörter *Antlitz* und *Angesicht*, würde er sagen, gebe es kaum noch, aber die Sicht, die in *face to face* zum Ausdruck komme, sei auch nicht schlecht. Überhaupt würde er sich köstlich über die Anglizismengegner amüsieren, denn schon zu seiner Zeit hat er sich über Puristen lustig gemacht. So viel zu Goethe.

Und nun sage ich noch etwas, das mir vermutlich auch Ärger einbringt, allerdings wohl kaum bei den hier Versammelten: Wir brauchen – auch und gerade für die Entwicklung unserer Sprache – unbedingt die Sprachkünstler der leichten Muse. Warum?

Von der Gesellschaft für deutsche Sprache wie auch von anderen Institutionen, etwa dem Duden, wird erwartet, dass sie der Öffentlichkeit Sprachnormen vermitteln, dass sie ihr sagen, was richtig und was falsch ist. Und diese Erwartungen sind auch berechtigt, denn wir brauchen Sprachnormen, allerdings nur solche, die wir gut begründen können. Aber, so paradox es klingt, wir müssen Normen auch immer in Frage stellen, denn sie können die Weiterentwicklung behindern. Es wird Sie vielleicht erstaunen, wenn ich Ihnen sage, dass sich – etwas vereinfacht gesagt – die deutsche Sprache von Karl dem Großen bis zur Gegenwart stark verändert hat, weil es immer wieder Menschen gab, die bestimmte Sprachnormen außer Kraft gesetzt, die also Fehler gemacht haben, und dieses Fehlermachen hat immer mehr Menschen so gut gefallen, dass sie es übernommen haben und so neue Normen geschaffen haben. Vor allem Dichter und Schriftsteller haben es immer als ihre Aufgabe angesehen, wider den sprachlichen Stachel zu löcken. Aber leider ist heute ihr Einfluss auf die Gemeinsprache gleich Null. Die Massenmedien bestimmen heute weitgehend die Sprachentwicklung, und deshalb verleihen wir seit 1987 den Medienpreis für Sprachkultur und seit 1994 den Alexander-Rhomberg-Preis zur Förderung von Nachwuchsjournalisten. Und wenn Sie sich die Liste der bisherigen Preisträgerinnen und Preisträger ansehen, werden Sie feststellen, dass unserer Auswahl ein sehr weiter Wertmaßstab zugrunde lag.

Sprache, originelle Sprache, die auch vor Norm- und Tabuverletzungen nicht haltmacht, wirkt, wie Sie alle wissen, besonders effektiv, wenn sie mit guter Laune [→



V. l. n. r.: Prof. Dr. Rudolf Hoberg, Prof. Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus,
Dr. Frank-Walter Steinmeier Foto: Ri

verbunden ist. Zwar gibt es unter dem Etikett »Comedy« viel unerträglichen Schwachsinn, aber es stimmt nicht, wenn manche Menschen, besonders der älteren Generation, meinen, im deutschen Kabarett gebe es nach Lore Lorentz und Dieter Hildebrandt nichts Nennenswertes mehr. Wir haben, um nur wenige Beispiele anzuführen, »Pelzig unterhält sich« und Georg Schramm und Urban

Priol, diesen Clown, der – im wahrsten Sinne des Wortes – über haarsträubenden Sprachwitz verfügt. Und wir haben Hape Kerkeling, der gleich gewürdigt wird und über den ich nur sagen will, dass sein »Ich bin dann mal weg« vermutlich für lange Zeit in die idiomatischen Wörterbücher eingehen wird und dass er – man mache sich das einmal klar – mit einem einzigen Sketch mehr Menschen erreicht, als wir Sprachwissenschaftler es alle zusammen mit all unseren Schriften vermögen. Das könnte uns resignieren lassen. Wir trösten uns damit, dass wir immerhin noch Preise verleihen dürfen.

Rede anlässlich der Verleihung der Medienpreise für Sprachkultur 2010

Von Helmut Müller, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Wiesbaden

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

zur Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur heiße ich Sie alle sehr herzlich willkommen. Ich freue mich sehr, dass die Gesellschaft für deutsche Sprache – deren Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Rudolf Hoberg und deren Geschäftsführerin Frau Professorin Dr. Karin Eichhoff-Cyrus ich herzlich begrüße – bereits zum 11. Mal das Kurhaus in Wiesbaden als Ort der Verleihung ausgewählt hat. Es ist zu einer guten Tradition geworden, hier alle zwei Jahre Medienschaffende auszuzeichnen, die sich besonders um die deutsche Sprache verdient gemacht haben.

In diesem Jahr erweitern Hape Kerkeling in der Sparte Fernsehen und Bettina Gaus in der Sparte Presse den Kreis hochkarätiger Preisträger. Ihnen beiden und natürlich auch den Jurymitgliedern, die Sie als Preisträger auserkoren haben, einen guten Abend und herzlich willkommen.

Ebenfalls eine gute Tradition ist es, dass die Laudatoren der Preisträger ebenfalls ausgezeichnet sind und einen hervorragenden Ruf genießen. Ich begrüße heute Abend hier im Kurhaus deshalb sehr herzlich den Bundesaußenminister a. D. Dr. [→

Frank-Walter Steinmeier, der die Laudatio auf Hape Kerkeling halten wird, und Dr. Gunter Hofmann, bis 2008 Chefkorrespondent der »Zeit«, Biograf von Richard von Weizsäcker und heute Laudator für Bettina Gaus. Und last but not least auch Britta Stuff, die als Trägerin des Alexander-Rhomberg-Preises 2008 die Verleihungsrede für den aktuellen Preisträger Christian Salewski hält. Ihn möchte ich an dieser Stelle ebenfalls sehr herzlich begrüßen, ebenso die Stifterin des Alexander-Rhomberg-Preises, Frau Inge Rhomberg.



Der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Wiesbaden, Dr. Helmut Müller Foto: Ri

Sehr geehrte Damen und Herren, Wiesbaden ist eine Stadt, in die Menschen aus Medien, Sport, Politik und vielen anderen Bereichen immer wieder gerne kommen. Veranstaltungen und Anlässe gibt es dazu mehr als genug – der »Ball des Weines« hier im Kurhaus wurde mit vielen Stars gefeiert, die DTM-Piloten gaben vor Kurzem auf der Wilhelmstraße Gas und davor waren 1.600 Gäste beim »Ball des Sports«. Und nicht zuletzt finden seit einigen Jahren auf dem Bowling Green vor dem Kurhaus Konzerte mit den Weltstars der Rock- und Popgeschichte statt – am 3. September mit Leonard Cohen.

Gerade solche Anlässe sind es, die sich Hape Kerkeling immer wieder für seine spontanen, humoristischen »Überfälle« auf Promis ausgesucht hat. Da Hape Kerkeling heute bereits hier im Saal Platz genommen hat, können sich alle Redner auf dieser Bühne voraussichtlich in Sicherheit wiegen.

Wenn es zutrifft, dass sich jede Gesellschaft auf einen Bildungskanon verständigt, dann ist dies zum Beispiel auch durch die rasant hohen Bekanntheitswerte der Figur des »Horst Schlämmer« belegt – und auch wenn er nicht Bundeskanzler geworden ist, kommunal hätte er locker zweit- oder drittstärkste Fraktion werden können.

Bettina Gaus verfolgt mit der deutschen Sprache ein ähnliches Ziel, wenn auch auf einem anderen Weg. In zahlreichen Artikeln für die »tageszeitung« und in ihren Büchern hat sie es geschafft, dem Leser die Feinheiten zu vermitteln, die sowohl für das politische Ergebnis als auch für die Meinungsbildung des Lesers ausschlaggebend sind. Den richtigen Tonfall zu finden ist das Zünglein an der Waage – sowohl im Journalismus als auch in der Politik.

Auch als Oberbürgermeister lernt man sehr schnell, dass es oftmals Kleinigkeiten sind, sei es im gesprochenen Wort oder im Handeln, mit denen sich ein Problem abmildern, aber auch zuspitzen lässt. Dies gilt sowohl für die Politik als auch für die kommunale Verwaltung im Umgang mit den Bürgerinnen und Bürgern. Vor zwei Jahren haben wir über ein gemeinsames Projekt der Stadt mit der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfDS) gesprochen, das zu einer bürgerfreundlicheren Verwaltungssprache führen soll. Wenn wir zum Beispiel die Bürger am Ende eines Briefes auf ihre Rechte hinweisen, klingt »Rechtsmittelbelehrung« nicht wirklich richtig zu unserem demokratischen Verständnis passend. Unser gemeinsames Projekt »Klartext« läuft prima. In Seminaren haben die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Stadtverwaltung mit der Gesellschaft für deutsche Sprache an Grund-

[→

lagen einer bürgerfreundlichen Sprache gearbeitet. Ein Leitfaden, der das Thema vertiefen soll, wird derzeit erstellt.

Sehr geehrte Damen und Herren, den richtigen Ton trifft im Übrigen auch Christian Salewski regelmäßig mit seinen Reportagen und Analysen, die aufgrund ihrer sprachlichen Stärke und sauberen Recherche oft in den großen Magazinen und Zeitungen Deutschlands zu lesen sind. Seine Motivation ist es, Politik verständlich zu machen.

Lassen Sie mich zum Abschluss mit einem Zitat von E. T. A. Hoffmann auf die Wiesbadener Juristenband überleiten: »Wo die Sprache aufhört, fängt die Musik an.«

Sehr geehrte Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich in Wiesbaden und wünsche uns allen einen schönen und unterhaltsamen Abend.

Laudatio auf Bettina Gaus zur Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur 2010

*Von Gunter Hofmann, Autor und ehemaliger
Chefkorrespondent der Wochenzeitung »Die Zeit«*

Verteidigungsminister, noch dazu mit dem Namen Guttenberg, möchte ich eigentlich nicht sein. Wahrscheinlich nicht einmal Obama. Oder die FDP in der Geistesverfassung von heute. Und auch nicht einer der Verantwortlichen, der in der ARD für »Ausgewogenheit« sorgt. Es ist nämlich sicher nicht leicht, stelle ich mir vor, die Journalistin Bettina Gaus vis-à-vis zu haben, die einem bei der Arbeit in der ARD oder bei der FDP oder im Kanzleramt genau auf die Finger sieht und im Zweifel auch klopft. Unerbittlich direkt fallen ihre Urteile aus. Klare Argumente führt sie dafür ins Feld. Warm anziehen muss man sich, mit guten Gegenargumenten.

Gute Theaterkritiker *l i e b e n* das Theater. Ich denke, das verhält sich bei dir nicht anders, liebe Bettina, und dem widerspricht keineswegs, dass du scharf, scharfzünftig schreiben kannst, persönlich, gleichwohl nie verletzend, weil du Sach- und Fachkriterien folgst. Dein Theater, unser Theater, ist die politische Arena – politisch im weitesten Sinne. Politik endet nicht in Berlin. Politik spiegelt Gesellschaft wider. Bettina Gaus' Texte zu diesem Theater sind – wie ich meine – auffallend unbestechlich.

Lesend habe ich diese unbestechliche Kollegin – sozusagen auf dem Trockenen, in Bonn – kennengelernt und sie fiel mir auf nicht wegen der Sprache, sondern weil mich fesselte, was sie aus Ostafrika für die *taz* berichtete. Verflixt mutig kam mir das vor. Und einen eigenen Ton hörte man bei ihr, unmanieriert, realitätsnah, distanziert, ehrlich fassungslos, wenn sie fassungslos war. Das, was sie berichtete, ging auch uns an. Als sie bei uns ankam, im warmen Bonner Nest, später, wo man die Realität nur gefiltert vor Augen bekam und die Politik so adrett war, sah sie sich noch intensiver über die Schulter: Was tust du hier eigentlich? Was ist das für ein Gewerbe, Parlamentskorrespondentin? Warum gibt es keine demokratische [→

Streitkultur? Wann kommen die eigentlich zur Sache? »Die scheinheilige Republik« nannte sie ihr Buch zur Lage der Nation. Und zur eigenen. Mich hat es ins Nachdenken, ich will nicht gleich sagen ins Schleudern gebracht: Da lebst du? Bettina hat an die Bonner Adresse, unsere Adresse, die Demokratiefrage gestellt, scheinbar beiläufig, und doch ganz grundsätzlich.

In »Frontberichte. Die Macht der Medien in Zeiten des Krieges« war die Idee nicht einfach Medienkritik, sondern wieder Politikkritik, Ideologiekritik. Der äußere Eindruck täuscht! Wer sagen will, warum, und was wirklich dahintersteckt, muss sich mit den Täuschern befassen. Gegen Ende des Buches heißt es: »Nicht eines der Ziele, mit denen gewaltsame Interventionen in den letzten Jahren begründet worden sind, wurde tatsächlich erreicht. Weder haben internationale Truppen die Hungersnot in Somalia besiegt noch die Lage dort stabilisiert. Weder in Afghanistan noch im Irak herrscht Frieden, trotz spektakulärer militärischer Anfangserfolge der Angreifer [...] Die wechselnden Legitimierungen der Kriege wurden nachgereicht und den entsprechenden Verhältnissen angepasst.«

Ich habe keine Theorie zur Sprache. Nein, ich finde einfach: Gute Sprache kommt von gutem Denken. Sie hängt zusammen mit Argumenten, mit Kriterien, mit Maßstäben. Sie hat etwas zum Inhalt. Sonst kann sie einem egal sein.

In dem Sinne reduziert Bettina Gaus Komplexes. Nicht aus Selbstzweck. Sie will etwas. Komplexes eindampfen bleibt aber ein Dauerbalanceakt. Man will ja nicht bei den schrecklichen Vereinfachern landen. Manchmal denkt man, denke ich: Man kann gar nicht genug differenzieren, um der Wahrheit – oder den Wahrheiten – näher zu kommen, so ist das mit komplizierten Verhältnissen. Umso mehr bewundert man als hilfloser Verkomplizierer dann Texte wie diesen: »Der Verteidigungsminister will seine Darstellung der Umstände, die zur Entlassung von Generalinspekteur Wolfgang Schneiderhan geführt haben, beenden. Ob dies die Angelegenheit klärt? Vielleicht legt ja auch Schneiderhan einen Eid ab. Unterschiedliche Interpretationen eines Sachverhaltes bedeuten nicht zwangsläufig, dass einer lügt. Allerdings ist der politische Unfug, den Karl-Theodor zu Guttenberg jetzt in der Bild am Sonntag verbreitet, nicht dazu angetan, das Vertrauen in ihn zu stärken. Immerhin: Er wird nicht schwören müssen, dass er selbst daran glaubt. Das Interview des Ministers ist ein Versuch politischer Volksverdummung. Zu Guttenberg verkündet, dass er nicht davon überzeugt ist, Afghanistan eigne sich als ›Vorzeige-Demokratie nach unseren Maßstäben‹. Potzblitz! Hat er das je geglaubt? Dann ist er nicht von dieser Welt ...«

Verstehen Sie, weshalb ich nicht gerne Verteidigungsminister wäre?

Unter der Überschrift »Mutti, was hast du mir angetan?« befasst sich die Kommentatorin mit dem Spitznamen für Angela Merkel und überhaupt mit der Frage, weshalb Spitznamen mindestens so viel aussagen über die Leute, die sie verleihen, wie über die, denen sie gelten. Nichts habe sie von »Mutti«, wie sie das Kanzleramt führe, sie wolle ihre Ministerpräsidenten auch nicht bekochen, und auf Distanz achte sie immer, obwohl »Mutti« Distanzlosigkeit suggeriere. »Wer Angela Merkel ›Mutti‹ nennt, drückt aus, wie ein Bundeskanzler aus seiner Sicht sein sollte. Männlich, dynamisch und westdeutsch.« Die tazlerin fährt übrigens fort: »Wenn Horst Köhler die Ausstrahlung eines ›Sparkassendirektors‹ attestiert wird, dann

[→

ahnt man, wie sich der Beschreibende sein Staatsoberhaupt wünscht: als Repräsentant einer Großbank, mindestens. Die Angst vor dem Kleinbürgertum sitzt tief. Rettung naht. Wenigstens setzt sich endlich wieder ein Freiherr an die Spitze der Kavallerie. Die Begeisterung für Minister Karl Theodor von und zu Guttenberg schlägt hohe Wellen. Nachgerühmt wird ihm, wie wunderbar unabhängig er sei. Weil – sagen Leute, die sonst durchaus bei Verstand sind – sein Familienvermögen groß genug sei, um ihn unempfänglich zu machen gegenüber allen Verlockungen von Lobbyisten. Sollte man das nicht konsequent weiterdenken? Und künftig den Nachweis eines Mindestvermögens für Bundestagskandidaten verlangen? Zumal ja die Unterschicht das Geld, das man ihr in die Hand drückt, ohnehin nur versäuft, wie uns jetzt ein Sozialdemokrat erklärte.«

Man sieht: Die Autorin liebt das, was Peter Glotz die »Arbeit der Zuspitzung« nannte.

Zur Erregung von Politikern über Klaus Zumwinkel, sich seine Pensionsansprüche in Höhe von 20 Millionen Euro auszahlen zu lassen: »Gehälter in der Privatwirtschaft werden nicht vom Staat festgelegt. Der Staat kann nur mitreden, wo er beteiligt ist. Statt sich wohlfeil über Zumwinkel zu empören, sollte deshalb darüber diskutiert werden, ob die viel gepriesene Privatisierung von Staatsbetrieben wie Post und Bahn tatsächlich im Interesse der Bevölkerung lag.« Zuspitzung ist nicht alles. »Form follows function«, sagt man in der Kunst. Die Sprache folgt dem Denken.

Zum Gebrauch des Wortes vom »bürgerlichen Lager« klingt das daher so: Wenn in Hessen die Bürgerlichen gewonnen haben, zu welchem Lager gehören dann SPD, Linke, Grüne? »Eine revolutionäre Bewegung mit dem Ziel, den Arbeiter- und Bauernstaat zu schaffen? Da lachen ja die Hühner. Das glauben noch nicht einmal die Intendanten von MDR und Bayrischem Rundfunk. Es ist nicht anzunehmen, dass den Zuschauern mitgeteilt werden sollte, die Bourgeoisie habe die Landtagswahlen gewonnen. Obwohl dafür manches spricht.«

Bettina Gaus machen solche Attacken Spaß. Auch sie liebt die Kavallerie. Wie Guttenberg. Aber ihr geht es nicht darum, bloß schön zu reiten. Sie will wissen, wer Recht hat. Man kann sie widerlegen, wenn man kann. Du hast eine Chance, also nutze sie. Als sie im Januar 2009 ihren Kommentar über »Obama und die Hoffnung« mit der Bemerkung einleitete, »gestern war ein schöner Tag, im Fernsehen liefen Bilder der Abschiedsrede von George W. Bush, und ganz allmählich weiß nicht nur der Verstand, sondern auch das Gefühl, dass dessen Zeit tatsächlich vorbei ist, endlich«, da habe ich mich entspannt zurückgelehnt. Zu früh gefreut! Sie fuhr nämlich fort: »Aber wie viel Hoffnung darf man in Barack Obama setzen, ohne zugleich jenem Politkitsch anheimzufallen, der weltweit vielen seiner Anhänger das Gehirn zu vernebeln scheint und der ihn zur Lichtgestalt verklärt?« O je! Hat sie mich da wieder erwischt, hat sie mich als Leser im Visier? Gehirn vernebelt, weil Obama zur Lichtgestalt verklärt?

Mir hat das die Komplexität gar zu sehr reduziert, und wir sprechen uns am Ende darüber noch, wer Recht bekommen hat. Aber die Grundhaltung ist respektgebietend: Glotzt nicht so romantisch, her mit den Fakten, fort mit den Illusionen, und bitte keine pharisäische, verlogene Ausgewogenheit. Also: Keine Kompromisse im

[→

Vorhinein. Damit ragt dieser Journalismus einfach heraus aus der teils sprachlosen, oft schlicht belanglosen politischen Umwelt. Der Kanzlerin – ich wage jetzt nicht »Mutti« zu sagen – ist es gelungen, die These durchzusetzen, es gebe keine großen politischen Grundfragen, keine langen Linien, keine strategischen Optionen. Sie plädiert für eine Politik im kleinen Format. Man stellt nicht Alternativen zur Debatte, man verhüllt sie. Unklarheit, Undeutlichkeit, Ungenauigkeit regieren in dieser seltsamen Demokratie. Nicht scheinheilig ist die Republik heute, sondern abgetaucht. Europa war gestern, aber das würden wir nie offen sagen! Was Frau Merkel vom Irak-Krieg dachte, weiß ich bis heute nicht. Wir haben es den Griechen mit ihrer Lotterwirtschaft gezeigt, wer nicht hören will, muss fühlen, so klingt die Kanzlerinnen-Sprache. Wir stellen uns an die Spitze der Ressentiments, die in BILD toben – natürlich, um sie umzubiegen! So viel zum Zusammenhang von Sprechen und Denken. Dieser Welt machen nicht viele die Rechnung auf. Bettina Gaus macht es.

Das, die Rechnung aufmachen, ist die eine Seite. Und die andere: Bettina, du siehst hin. Du bist hingefahren nach Ruanda, Nigeria, Somalia, in den Sudan. Aus Kigali hast du 1994 berichtet, wie die Rebellenbewegung RPF Teile Ruandas von den mordenden Regierungsmilizen erobert hat – und Angst Angst folgt. So fängt das an: »Acht Männer kauern im Gras, verschränkte Arme, verschlossene Gesichter, gekrümmte Körperhaltung. Der älteste ist 80, der jüngste kaum 20 Jahre alt. Wird einer angesprochen, duckt er sich unwillkürlich: die Haltung eines Menschen, dessen Würde schon lange mit Füßen getreten ist. Die Männer sind Gefangene der Patriotischen Front Ruandas.« Sie gehörten zu den Milizen, berichtest du weiter, die in den letzten zwei Monaten etwa eine halbe Million Menschen mit Macheten, Messern, Speeren und Pfeilen auf bestialische Weise umgebracht haben.

Gerade erkundet Bettina Gaus in Afrika die Lage der Mittelschichten, soweit es sie gibt. Und so hat sie sich auch »auf die Suche nach Amerika« begeben. Antizyklisch, zu Bush-Zeiten! Ein verunsichertes Land, identitätssuchend, anders als die auftrumpfende Macho-Administration glauben machen will, sie lässt sich mit verunsichern! Auch dabei schaut sie sich über die Schultern und fragt sich nach *ihren* vorgefassten Meinungen und findet *sich* »überheblich« und begegnet »[ihren] eigenen Vorurteilen«.

Solche Welterkundungen mögen auch erklären, weshalb man selbst beim Lesen kleiner Glossen und Randnotizen immer den Eindruck hat, mit Provinziellem nie behelligt zu werden – ganz im Gegenteil. Zur Diskussion, ob man die Vorgänge in Afghanistan einen »Krieg« nennen könne, kommentierte Bettina Gaus: »Zu zweierlei könne Galilei nicht nein sagen, schrieb Bertolt Brecht: zu altem Wein und einem neuen Gedanken. Schöner Satz. Ich hätte gern, dass man das auch über mich sagt. Aber die Diskussion über Afghanistan hat mir gezeigt, dass ich zumindest einem neuen Gedanken leider durchaus widerstehen kann. Er muss nur blöd genug sein.«

Also bitte, ich möchte deinem Wunsch nachkommen und sagen: Zu zweierlei kann Bettina Gaus nicht nein sagen: zu altem Wein und einem neuen Gedanken.

Aber – um einen Gedanken muss es sich wirklich handeln, der das Etikett verdient.

↳

Ich weiß nicht, ob Sprache Verhältnisse verändern kann, wie du einmal unter Berufung auf deinen Vater, diesen ziemlich einmaligen Journalisten Günter Gaus, geschrieben hast. Aber einer solchen Sprache, in der der gute, der neue, der richtige Gedanke drinsteckt, der möchte ich es wünschen.

Dankrede zur Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur 2010

Von Bettina Gaus, Politische Korrespondentin der Tageszeitung »taz«

Es ist nicht besonders originell, eine solche Rede, wie ich sie hier jetzt halte, mit dem Satz einzuleiten, dass man sich über den Preis, den man verliehen bekommt, sehr freut. Was nichts daran ändert, dass es ganz einfach wahr ist: Ich freue mich sehr über diesen Preis – und, ja: Ich bin auch stolz darauf.

Bei diesem letzten Halbsatz – nämlich dass ich stolz bin – beginnt allerdings das Problem. Ich war einschränkungslos begeistert, als ich hörte, dass ich den Preis bekommen sollte. Bis ich dann erfuhr, dass ich anlässlich der Verleihung auch eine Rede halten muss.

Wie macht man das, ohne eingebildet – schlimm – oder kokett – noch schlimmer – zu wirken? Wenn man zugibt, dass man stolz ist, dann sagt man damit ja auch zugleich, dass man findet, den Preis verdient zu haben. Das ist ein zweischneidiges Schwert.

Ich bin – tatsächlich ohne jede Koketterie – der Ansicht, dass es andere Leute gibt, die diesen Preis mindestens so sehr wie ich verdient hätten. Oder mehr. Und wenn man anfängt, ausführlich zu erklären, warum einem die deutsche Sprache schon immer sehr am Herzen gelegen hat, dann macht man es ja damit nicht besser: Dann sagt man zugleich, dass man eben doch offensichtlich völlig zu Recht gewürdigt wurde.

Diesem Dilemma kann man nicht entkommen, und ich frage mich, ob die Jury das nicht ganz genau weiß und ob ihre Mitglieder nicht jedes Mal bei der Preisverleihung ein stilles Vergnügen empfinden, wenn sie beobachten, wie sich die jeweils Geehrten herauszuwinden versuchen. Ich gebe diesen Versuch jetzt auf und sage einfach: Ich freue mich. Und ich danke der Jury und der Gesellschaft für deutsche Sprache. Und außerdem danke ich meinem Laudator Gunter Hofmann, der meiner Ansicht nach zu den Leuten gehört, die diesen Preis noch mehr verdient hätten als ich und von dem ich weiß, dass Lobhudeleien seine Sache nicht sind. Umso mehr fühle ich mich geehrt, dass er bereit war, hier so freundliche Worte über mich zu sagen.

Wie sehr ich mich über den Preis freue, kann man schon allein den Umständen meiner Anreise entnehmen: Seit einigen Monaten recherchiere ich in Afrika für ein neues Buch, und das habe ich für diese Veranstaltung nun für vier Tage unterbrochen. Ob das vernünftig war, weiß ich nicht. Umweltschonend war es ganz bestimmt nicht – aber ich hätte diese Preisverleihung eben unter keinen Umständen verpassen wollen.

[→

In den letzten Wochen und Monaten habe ich häufig Anlass gehabt, mich mit dem Thema Sprache zu beschäftigen. Nicht nur deshalb, weil ich selbst natürlich unentwegt vor unüberwindbaren Sprachbarrieren stand, sondern vor allem deshalb, weil mir auf dieser Reise klar geworden ist, dass Sprachbarrieren für Millionen Menschen Teil ihres ganz normalen Alltags sind – und zwar in ihrer eigenen Heimat.

Allein in Südafrika gibt es elf Amtssprachen. In Kenia, dem Land, in dem ich sieben Jahre gelebt habe und das mir zu einer zweiten Heimat geworden ist, leben über 40 verschiedene Ethnien, deren Sprachen sich in vielen Fällen ebenso sehr voneinander

unterscheiden wie – beispielsweise – Deutsch und Ungarisch. Die meisten Afrikanerinnen und Afrikaner sprechen mindestens zwei Sprachen, viele sogar vier oder fünf. Und trotzdem gibt es Bürger ein und desselben Staates, die nicht miteinander kommunizieren können, die – im wörtlichen Sinne – keine gemeinsame Sprache sprechen. Es bedarf keiner großen Phantasie, um sich auszumalen, was das für eine Gesellschaft bedeutet, auch und gerade im Hinblick auf Demokratisierung.

Sprache ist immer – auch – ein Herrschaftsinstrument. Für Afrika gilt das in besonders unmittelbarem, brutalem Maße. Vielerorts werden Kinder bis heute streng bestraft, wenn sie sich in der Schule – und sei es selbst in der Pause – in ihrer Muttersprache unterhalten. Die Schule ist für sie, vor allem in ländlichen Gebieten, oft der einzige Ort, an dem sie die Chance haben, die Amtssprache ihres Landes zu erlernen.

Und in den meisten Ländern erinnert diese Sprache an ein besonders düsteres Kapitel der Vergangenheit, nämlich an den Kolonialismus. Fast überall, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, ist die Sprache der Kolonialherren Amtssprache geblieben. Das ist praktisch, es erleichtert die Kommunikation auch auf internationaler Ebene – aber es führt eben nicht unbedingt dazu, dass man Sprache lieben lernt.

Mir ist auf dieser Reise bewusst geworden, dass es ein Grund zu großer Dankbarkeit ist, wenn man – wie wir – eine gemeinsame Sprache hat, deren Gebrauch völlig selbstverständlich ist. Und wie nutzen wir in Deutschland dieses Geschenk? In steigendem Maße sorgen wir dafür, dass Sprache auch bei uns mit Angst und Schrecken, mit Herrschaft oder zumindest mit der Erinnerung an gähnende Langeweile verbunden wird.

Irgendwo unterwegs habe ich dem Internet entnommen, dass das Bundesverwaltungsgericht es endgültig für rechtens befunden hat, einer türkischen Frau die Genehmigung zu verweigern, mit ihren fünf Kindern zu ihrem Ehemann nach Deutschland zu ziehen, da sie nicht über deutsche Sprachkenntnisse verfügt. Solche Meldungen sind gut gegen Heimweh.



Bettina Gaus und Dr. Gunter Hofmann Foto: Ri

[→

Um keine Missverständnisse entstehen zu lassen: Ich halte es nicht nur für nützlich, sondern für notwendig, dass Immigranten die deutsche Sprache lernen. Anders ist Integration nicht möglich. Aber zu glauben, dass es die Lust am Erwerb einer Sprache steigert – oder gar die Liebe zum Land fördert –, wenn man diese Sprache als Instrument der Ausgrenzung und Abschottung missbraucht: Das halte ich für entweder dumm oder für zynisch.

Wenn ich diese Frau wäre: Ich würde, wenn ich denn endlich die Sprachprüfung bestanden hätte, schon aus Trotz nie wieder deutsch sprechen. Und ganz bestimmt hätte ich nicht den Wunsch, mich in eine Gesellschaft zu integrieren, die derartige Prioritäten setzt.

Aber wir verderben ja nicht nur Ausländern den Spaß an der deutschen Sprache. Sondern auch unseren Kindern.

Ich hatte das große Glück, in einem Elternhaus aufzuwachsen, in dem der Umgang mit Sprache immer ein Thema war – und zwar oft ein lustiges Thema. Natürlich wurden Autofahrten mit Spielen wie Teekesselchen und Begrifferraten verkürzt. Aber auch die Erwachsenen haben mit Sprache gespielt. Meine beiden Eltern, Mutter wie Vater, hatten ein intensives Interesse an Sprache als solcher. Ich weiß nicht mehr, wie oft sie gewettet haben, ob diese oder jene Formulierung möglich ist oder nicht – aber ich erinnere mich noch gut an den strahlenden Triumph des jeweiligen Siegers. Oder der Siegerin. (Von Triumphgeheil zu sprechen, verbietet mir der Respekt. Da muss die Wahrheitsliebe zurückstehen.)

Mein Vater, der vor sechs Jahren gestorben ist, wäre übrigens ganz besonders stolz gewesen, hätte er noch erleben dürfen, dass seine Tochter diesen Preis bekommt. Ich finde es sehr traurig, dass er es nicht mehr erlebt hat. Denn es ist zu einem großen Teil sein Verdienst. Und das meiner Mutter, die heute hier ist.

Mein Vater hatte nicht wie ich das Glück, schon zu Hause viel über den Umgang mit Sprache zu erfahren. Er hat lebenslang betont, wie viel er seinem ehemaligen Deutschlehrer verdankte, der ihm die Schönheit von Sprache überhaupt erst nahegebracht hat. Ich bezweifle, dass es heute sehr viele junge Leute gibt, die mit ähnlicher Wärme von ihren Deutschlehrern reden. Und das muss nicht die Schuld der Lehrer sein. Die sind ja den Zwängen des Lehrplans in ähnlicher Weise unterworfen wie ihre Schülerinnen und Schüler.

Manchmal denke ich, die Lehrpläne für den Deutschunterricht werden von Leuten erarbeitet, die unsere Sprache verabscheuen.

Zehnjährige werden mit Lyrik gequält, für die sie zu jung sind und deren Schönheit sie nicht verstehen können. Statt dass man sie den unsterblichen Urgroßvater von James Krüss lesen lässt, ein Buch, in dem man auf unterhaltsame Weise mehr über Sprache erfährt als die meisten Jugendlichen in neun oder zehn oder 13 Jahren Schule.

Die Begründung für Lyrikunterricht in der 5. Klasse kann übrigens nicht darin bestehen, dass die deutsche Literatur so reichhaltig und umfassend ist, dass man eben so früh wie möglich damit anfangen muss, sie zu vermitteln. Immerhin ist es ja möglich – beispielsweise in Berlin –, das Abitur im Leistungsfach Deutsch abzulegen, ohne je den »Faust« oder »Nathan der Weise« gelesen zu haben.

[→

Ach, übrigens: Das Rechtschreibprogramm, das auf meinem Computer installiert ist, fordert mich gerade auf, die Schreibweise von »Nathan« zu überprüfen. Offenbar kann man auch Rechtschreibprogramme für die deutsche Sprache entwickeln, ohne je von Lessing gehört zu haben.

Nein, keine Sorge: Ich werde hier nicht auf das überstrapazierte Thema der Rechtschreibreform eingehen. Aber ich gebe zu: der Hinweis meines Computerprogramms auf »Nathan« hat mich irritiert.

Meine Tochter, die heute Abend auch hier ist, hat vor drei Jahren die Schule beendet. Ihr Lehrplan im Fach Deutsch kam mir ungemein vertraut vor – es war fast exakt derselbe wie meiner 30 Jahre früher. Von Schillers »Bürgschaft« bis zu dem, was damals wie heute unter moderner Literatur verstanden wird: fünf – ja: fünf! – Werke von Max Frisch.

Ich schätze Max Frisch sehr. Aber gleich fünf Texte von ihm – die übrigens ausnahmslos alle vor ungefähr 50 Jahren veröffentlicht wurden? Und seither ist die deutsche Literatur zu einer öden Wüste verkümmert – oder wie darf ich das Curriculum verstehen? Erfreulich, dass wenigstens das Nobelpreiskomitee in Stockholm diesen pessimistischen Blick offenbar nicht teilt.

Wovon immer die Lehrpläne an deutschen Schulen zeugen: Sie zeugen jedenfalls nicht von einem auch nur in Spurenelementen vorhandenen Interesse an Literatur und Sprache seitens derjenigen, die das zu verantworten haben.

Wenn gleich mehreren Generationen auf diese Weise nachhaltig der Spaß am Umgang mit Sprache ausgetrieben wurde, dann ist es vielleicht auch nicht erstaunlich, dass im Zusammenhang mit diesem Thema inzwischen nur noch selten von Freude, aber viel von Verboten und Geboten die Rede ist.

Wir verweigern ja nicht nur ausländischen Ehefrauen mit schlechten oder nicht vorhandenen Deutschkenntnissen die Einreise. Sondern wir diskutieren auch darüber, ob Anglizismen verboten werden sollen, ob Deutsch als Landessprache in die Verfassung aufgenommen werden muss und ob im Radio eine Mindestquote für deutsches Liedgut festzuschreiben ist. Klingt alles lustig, anregend, unterhaltsam – und wird ganz bestimmt das Interesse an der deutschen Sprache in breiten Bevölkerungsschichten gewaltig fördern. So ist das ja bekanntlich mit Verboten und Vorschriften.

Ironie beiseite: Ich fände es wunderbar, wenn wenigstens ein Bruchteil des Engagements, das derzeit in die Erfindung neuer Zwänge gesteckt wird, auf die Beschäftigung mit der Frage umgeleitet würde, wie man den Spaß am Umgang mit der Sprache wecken oder mehren kann.

Ja, ich freue mich wirklich sehr über den Preis, den ich heute bekomme. Nicht nur deshalb, weil ich gerne gelobt werde – das auch, natürlich –, sondern auch deshalb, weil es mir die Gelegenheit gibt, all das loszuwerden, was ich heute Abend hier gesagt habe. Es war mir schon lange ein Anliegen. Ich danke Ihnen dafür, dass Sie mir zugehört haben.

[→

Laudatio auf Hape Kerkeling zur Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur 2010

*Von Frank-Walter Steinmeier, Bundesaußenminister a. D.
und Vorsitzender der SPD-Bundestagsfraktion*

Man traut, ich weiß das, meine sehr verehrten Damen und Herren: man traut heutzutage Politikern in aller Regel leider kein hohes Maß an Selbstzweifel zu – und man liegt damit vermutlich oft auch nicht ganz falsch! Dennoch muss ich gestehen, dass ich schon ein wenig stutzte, als ich erfuhr, dass ausgerechnet ich von der Gesellschaft für deutsche Sprache gebeten wurde, auf dieser Veranstaltung die treffenden Worte zum Werk von Hape Kerkeling in Radio und Fernsehen zu finden.

Meine Wahrnehmung von der Wahrnehmung meiner Person in der Öffentlichkeit, in den Medien ist weder die eines eleganten, verzaubernden Unterhalters noch, bedauerlicherweise, die einer Drohgestalt für die deutschen Zwerchfelle. Die Medien, erst recht das Publikum, sind da unerbittlich.

Ganz anders liegt der Fall bei Hape Kerkeling: Im Zweifelsfall würde man ihm, diesem begnadeten Darsteller, auch noch die Rolle des Verwaltungsjuristen in der unteren Abwasserbehörde abnehmen und darüber in Tränen des Lachens ausbrechen. So etwas, das gestehe ich freimütig, macht neidisch. Auch als Wahlkämpfer hat Kerkeling ja schon Demoskopie- und Beliebtheitswerte erreicht, die, sagen wir es höflich, nicht jeder Vertreter der Sache der jetzigen Regierungskoalition für sich reklamieren kann!

Ich gebe zu, das war auch früher schon so! Ich habe mich eine Zeitlang damit zu trösten versucht, dass wir beide, Hape Kerkeling und ich, von der väterlichen Anlage her betrachtet, aus einem verwandten Metier stammen. Hape Kerkelings Vater, so habe ich gelesen, arbeitete als Schreiner, der meine als Tischler, was dasselbe ist. Dazu geographisch gar nicht einmal so weit entfernt voneinander. Der gemeinsame Nenner für die Arbeit unserer Väter ist daher einmal das Stoffliche, das Holz, zum Zweiten natürlich unsere enge Einbindung in die biblische Geschichte. An unseren Holz gestaltenden Vorfahren, nennen wir nur den Heiligen Josef, ging, im weitesten Sinne, wenig vorbei. Jedenfalls nicht im Heilsgeschehen. So etwas verbindet, so etwas verpflichtet. In meinem Fall zum Bohren dicker Bretter, im Falle von Kerkeling zu den Brettern, die jedenfalls einen Teil seiner wunderbaren Welt bedeuten, wenn ich diese, in gleicher Weise kühnen, wie abgegriffenen Metaphern hier einmal verwenden darf.

Ich muss hier gleich noch einen zweiten Zweifel gestehen, diesmal keinen Selbst-, vielmehr einen Fremdzweifel: Als ich meiner Frau vom heutigen Auftritt erzählte, fragte sie mich auf eine Art, wie wir sie nur von den dem Richterstand angehörenden Personen kennen, freundlich, aber doch etwas von oben herab: »Wie lange, glaubst du denn, lieber Frank, wie lange denken die Leute bei deinem Auftritt, du seiest Steinmeier, und ab wann halten sie dich für Kerkeling oder Königin Beatrix, und wenn sie Kerkeling für dich halten, ab wann halten sie dann den Hape Kerkeling für den besseren Steinmeier?«

[→



Festakt zur Preisverleihung im historischen Christian-Zais-Saal des Kurhauses zu Wiesbaden

Foto: Ri

Ich habe, meine Damen und Herren, vermutlich etwas typisch Beziehungs-Un-
taugliches geantwortet, so einen gedankenlosen Alltagsatz wie: »Dazu haben wir
keine Beschlusslage.« oder »Das solltest du besser mit der Fraktion klären.« Ich
gebe zu, etwas abweisend, geradezu lakonisch! Und ich würde an dieser Stelle
Ihren Unmut verstehen, meine Damen und Herren, ob meiner kurzen Antwort:
Ehepartner haben in solchen Gesprächen Ausführlicheres verdient. Doch ich er-
wähne diese heimelig-häusliche Szene gerade deswegen, weil mir, dem Zeitgenos-
sen und alten Bewunderer von Hape Kerkeling, plötzlich und gerade frisch etwas
ganz Substanzielles im Werk von Harpe Kerkeling aufgeleuchtet war und ich in
aller Ruhe darüber nachdenken wollte: Ich rede vom Gedanken, vom Konzept des
Individuums, der Person in all ihrer Vielschichtigkeit.

Das könnte jetzt länger werden und reich an Fremdwörtern, aber seien Sie un-
besorgt, ich habe von Hape Kerkeling gelernt, dass eine dramatische Aussage
nicht notwendig durch ihre Ausführlichkeit an Schärfe gewinnt. Man denke nur
an seine genialische und noch unübertroffene Verdichtung eines ganzen Librettos,
das zu meinen Schulzeiten noch ein ganzes Reclamheftchen gefüllt hätte, auf ein
gleichzeitig poetisches und vielsagendes »Hurz«! Daher nur zwei, drei Sätze:

Bei unseren intellektuellen Vorfahren, das Wort »unsere« gebrauche ich hier et-
was freizügig, bei den Kirchenvätern also, stellte sich das Problem, was Substanz
und was Erscheinung war. »Persona« und »Substantia«, wenn Sie Wert auf den
scholastischen O-Ton legen. Von den Römern hatten diese Denker den Begriff der
Person übernommen. Ursprünglich stand dieses Wort »Person« für eine Maske auf
dem Theater, eine Rolle, einen flüchtigen Zug. Eine Person war die Maske, hinter

[→

der sich das Wesen verbarg. Die Maske konnte man sehen, was dahintersteckte, war Gottes Schöpfung, somit unergründlich.

Sie begreifen, warum man bei diesem, wenn Sie gestatten, orthodoxen Gedanken automatisch zur Gestalt des Hape Kerkeling weitergeführt wird. Ein Künstler, hinter dessen Person sich Erscheinungen wie der iranische Schachgroßmeister Mehdi Mikamadav, der Kleingärtner Rico Mielke und der litauische Fußballtrainer Albertas Klimawiszys, nein, nicht verbergen, geradezu aufbauen, ihre wesentliche Substanz entfalten; ein solcher Künstler muss sich mit den berühmten Philosophen des Personengedankens, muss sich entweder intensiv mit den Kirchenvätern Boethius oder Thomas von Aquin beschäftigt haben oder deren Ergebnisse gleichsam intuitiv aufgesogen haben. Auch dafür meinen Respekt, hochverehrter Herr Kerkeling, auch hier bewegen Sie sich in einer Höhe, die uns Irdischen nur ein frommes, ein oft, wenn ich das so sagen darf, ungläubiges Blicken nach oben gestattet. Sie hören aus meinen Worten vielleicht einen leicht neidischen Unterton. Klar, jeder Politiker beneidet Kirchenväter. Das ist ja bekanntlich unser heimlicher Berufswunsch. Jedenfalls galt das bis vor kurzem!

Und ich gestatte mir an dieser Stelle eine kleine Abschweifung: Es steht bei dieser Veranstaltung, lieber Hape Kerkeling, Ihr Schaffen für die Medien Hörfunk und Fernsehen im Zentrum, und das hat natürlich seinen guten Grund und seine Berechtigung.

Wäre ich aber aufgefordert worden, über Ihre literarischen Verdienste zu sprechen, dann hätte ich gleich zu Beginn einfach nur ein paar der berühmten Namen ins Publikum herabperlen lassen, Namen, die Sie geschaffen, die Sie geprägt haben: den Namen der so kompetenten Paartherapeutin Evje van Dampen. Den der Sängerin Uschi Blum, die mit ihren Liedern »Sklavin der Liebe« oder »Ich denke nur noch an mich« Karriere macht. Und allen voran naturgemäß den Namen meines großen Konkurrenten im letzten Wahlkampf um die Sitze im Bundestag: der Name des legendären Horst Schlämmer, Kollege der heute ebenfalls geehrten Bettina Gaus, nicht bei der taz, aber beim nicht minder bedeutsamen Grevenerbroicher Tageblatt.

Jeder Name, das wissen wir nicht erst seit den Romanen von Thomas Mann, wirft ein treffendes oder eben charakteristisch *nicht* treffendes Licht auf die Gestalt, die vorgestellt werden soll. Die große Kunst, so kommt es mir als Leser und als Ihr Zuschauer vor, besteht eben darin, die Sache treffend, aber nicht zu überdeutlich zu gestalten. Eher eine kleine Wellenbewegung im Unterbewusstsein auszulösen als den Betrachter, den Zuschauer mit dem Prügel auf den Hinterkopf zu hauen.

Sie, Herr Kerkeling, haben für mich bei der Taufe, bei der Namensgebung Ihrer Figuren auf eine beglückende, auf eine bestürzende Weise die optimale Form gefunden. Vor Horst Schlämmer habe ich immer noch einen Heidenrespekt, nicht nur wegen seines verwegenen Auftretens, sondern vor allem, weil sich seine Erscheinung immer im Rahmen des »schrecklich Möglichen« bewegt. Er ist ja keine Karikatur, die man schon wegen ihrer Überdeutlichkeit so recht nicht fürchten muss. Es ist vielmehr eine Figur, eine Person, die man fürchtet, weil man ihr schon so häufig begegnet ist. In der Politik, in der Wirtschaft, nicht zuletzt in der Gastwirtschaft! Man ist dem Schnauzbart begegnet, der frechen Anmache, den [→

volksfesten Meinungen und nicht zuletzt der Anmutung billigen Wermuts. Es überkommt mich, lieber Hape Kerkeling, in manchen Szenen meines Alltags das Gefühl, als seien Sie nicht nur Prophet, als sei vielmehr die von Ihnen angedeutete »Zeit der Götterschlämmerung« bereits angebrochen.

Das mag jetzt ein wenig nach Untergang des Abendlandes geklungen haben, doch so verstörend war es nicht gemeint, außerdem wäre es ja ein Untergang mit Lachen, was – wenn schon Untergang – immer noch der bessere Ausgang wäre, jedenfalls wenn wir Hape Kerkeling und nicht Horst Schlämmer an unserer Seite erwarten dürfen. Kerkeling ist eben auch das Prinzip Hoffnung, ist eben auch derjenige, der uns die Alternative zeigt.

Ich habe vorhin davon gesprochen, dass es die heimliche Hoffnung eines jeden Politikers ist, den Rang und die Würde eines Kirchenvaters zu erlangen. Das war natürlich übertrieben, aber gelegentlich übertreiben auch Kirchenväter. Sie übertreiben wenigstens »ein Stück weit«, wie unsere Bundeskanzlerin an solchen Stellen gerne sagt. Vielleicht meint sie mit »Stück« ja eine Aufführung, ein Event, eine Begegnung? Wer weiß, vielleicht lebt am Ende auch sie nur, wie Sie und ich, in derselben heimlichen Furcht vor den Begegnungen mit Horst Schlämmer.

Politiker zeichnet ein gewisses Bedürfnis, fast eine klammheimliche Sehnsucht nach Wiedererkennung aus. Das unterscheidet uns wenigstens phasenweise von Hape Kerkeling, der allenfalls in der *Person* von Evje van Dampen, Uschi Blum oder Horst Schlämmer wiedererkannt werden will, doch nicht als die *Substanz* Hape Kerkeling, die uns vertraut und als guter Nachbar bleibt. Schon das rückt ihn unseren Herzen so nahe.

Wonach wir Politiker besonders streben, ist ein Ausspruch, ein Satz, modisch gesagt, ein Slogan, der sich unauflöslich mit unserem Namen verbindet. Auch der, an dem der Genuss des Großen Latinums vorbeigegangen ist, denkt gerne an Julius Caesar, als er sagte: »Die Würfel sind gefallen.« Seither kann niemand mehr an Würfel denken, ohne dass Caesar den Raum betritt – oder umgekehrt. Der englische König Richard der Dritte, dafür sorgte Shakespeare, kann nicht in Vergessenheit geraten, wenn immer ein »Königreich für ein Pferd« angeboten wird. Sir Winston Churchill wird uns jenseits aller Debatten über seine Politik im Gedächtnis bleiben, weil die vier Worte »Blood, Sweat and Tears« (Blut, Schweiß und Tränen) eben auch zu einem nicht mehr aus der Welt zu schaffenden Ohrwurm geworden sind.

Nehmen Sie dagegen einmal die fünf Worte, die Hape Kerkeling zur schon jetzt für mich als Kirchenvater belegbaren Unsterblichkeit verholfen haben: »Ich bin dann mal weg.«

Könnte man sich einen Politiker vorstellen, einen Julius Caesar, einen Richard III. oder einen Sir Winston Churchill, der dieses »Ich bin dann mal weg« als heiteres Versprechen den Zuhörern entbietet?

Und wenn ja, dann bleibt immer noch der Unterschied, dass vom Politiker die Einhaltung dieses Versprechens erwartet wird, bei Hape Kerkeling die baldmöglichste Beendigung seiner »absentia«! Darüber klage ich nicht, wünsche mir, dass seine schöpferischen Pausen immer nur von kurzer Dauer sind, freue mich mit großem Vergnügen auf die langen Zeiten zwischen den Pausen und gratuliere [→

Hape Kerkeling von ganzem Herzen zum Medienpreis für Sprachkultur der Gesellschaft für deutsche Sprache.

Lieber Hape Kerkeling, bleiben Sie bitte Sie selbst und bleiben Sie um Gottes Willen wie wir. Wir brauchen das.

Und den allerherzlichsten Glückwunsch dafür, dass wir mit dieser Meinung nicht allein stehen!

Dankrede zur Verleihung des Medienpreises für Sprachkultur 2010

Von Hape Kerkeling, Fernsehmoderator, Entertainer, Kabarettist und Bestsellerautor

Vielen Dank, meine Damen und Herren, recht herzlichen Dank. Ich bin mir gar nicht sicher, ob ich den Preis verdient habe, ob ich darauf stolz sein soll, aber nach Ihrer Rede, lieber Herr Steinmeier, bin ich davon überzeugt: Ich habe ihn verdient, und ich möchte mich ganz besonders bei Ihnen für Ihre wunderbare Rede bedanken, ich bedanke mich bei der Jury, und es ist mir eine besondere Ehre, heute Abend in diesem festlichen Rahmen ausgezeichnet zu werden.

Ich nehme an, wenn man den deutschen Durchschnittsteenie heute fragt: »Na, was möchtest du denn mal werden?«, dann erhält man in achtzig Prozent der Fälle die verblüffend einfache Antwort: »Irgendwas mit Medien.« Nicht »in« oder »bei den«, sondern »mit« Medien. Wirklich heraushören, was der- oder diejenige nun genau damit meint, kann man eigentlich nicht. Mit viel gutem Willen lässt es sich herausinterpretieren, denn was der- oder diejenige eigentlich sagen wollte, ist wahrscheinlich: »Ich möchte mich der Vermittlung von Inhalten mit Breitenwirkung widmen. Genauer kann ich dazu leider noch nicht sagen.« Warum aber sagt der- oder diejenige das nicht? Das liegt meiner Ansicht nach auf der Hand: weil es zu umständlich wäre und auch gar nicht gemeint ist. Gemeint ist, was in diesem Fall gesagt wurde, nämlich: irgendwas mit Medien. Oder anders: »Also wenn's sein muss, moderiere ich auch erstmal oben ohne bei 9Live.« Und so vermurkst, wie dieser Satz klingt, so vermurkst ist vielleicht auch der Blick auf die eigene Zukunft, aber es kann durchaus sein, dass diese Aussage in ihrer undefinierbarkeit auch etwas herrlich Kreatives oder sogar Komisches hat. Da ich, meine Damen und Herren, kein ausgewiesener Sprachwissenschaftler bin, sondern eher schlichteren Gemüts, nämlich ein Unterhalter, erlauben Sie mir, dass ich mich den Höhen und Untiefen meiner Muttersprache eher dem Gefühl und dem Eindruck nach nähere als mit ausgefeilten Analysetechniken. Der deutschen Sprache fehlt es nach meiner Erfahrung anders als den romanischen Sprachen an Beschreibungsschärfe. Das Deutsche bringt es aber dort zur Meisterschaft, wo es sich dem Ungefähren und dem physisch nicht Wahrnehmbaren nähert. Sie brauchen keine Sorge zu haben, das wird keine Doktorarbeit, es ist einfach nur eine kühne Behauptung, der Sie nicht folgen müssen, aber spaßeshalber für ein paar Minuten lang einfach einmal folgen sollten. Deutsch lässt sich demnach gar nicht richtig oder korrekt

↳

ausprechen, sondern nur ungefähr richtig oder eben nicht ganz falsch. Allein die Tatsache, dass Sie mich heute hier auszeichnen, beweist übrigens die Richtigkeit meiner These, wie Sie an meinen weiteren Ausführungen gleich erkennen werden. Denn wofür haben Sie mich ausgezeichnet? Es muss auch an den von mir häufig verwendeten unscharfen und manchmal sogar sehr trüben Redewendungen liegen, die ja mittlerweile schon so etwas wie Folklore geworden sind, beispielsweise: »Ja, da weisse Bescheid, Schätzlein.« Das ist nicht besonders genau formuliert, das gebe ich auch zu, trifft aber irgendwie den Kern. Ähnlich wie: »Ich habe Rücken.« Da stimmt nun gar nichts. Trotzdem, auch das klingt irgendwie treffsicher. Genau wie: »Ich habe Füße.« Oder wahlweise: »Ich habe auch



Hape Kerkeling

Foto: Ri

Kreislauf, weisse?« Aber diese Formulierungen alleine können nicht zur Entscheidung der Jury geführt haben. Vielleicht waren es doch eher die Schlagworte wie »Witzischkeit«. Das Wort gibt es so nicht. Oder eben das schon mehrfach erwähnte »Hurz!«. Das Wort gibt es nicht nur nicht, vor allem ist es gar kein Deutsch. Es klingt nur so. Dieses Nichtwort steht allerdings, wie ich jetzt gerade erfahren habe, bald im Duden, weil ein findiger deutscher Informatikprofessor beschlossen hat, in Zukunft den Testlauf für neue Computerprogramme »Hurz« zu nennen. In Zukunft können Sie also vom Hurz sprechen und wissen, er ist wirklich existent: Testlauf für Computerprogramme. Vielleicht mochte die Jury ja auch die Redewendung »lecker Mittachesse«. Das ist wieder ganz falsches Deutsch. Man sagt entweder »ein leckeres Mittagessen« oder »das leckere Mittagessen«; allein die Wahl des Wortes »lecker« ist zudem an sich schon fragwürdig, denn es ist viel zu derb. Vielleicht wurde mir der Preis also doch am Ende zuerkannt wegen des von mir geprägten, mittlerweile fast stehenden Begriffs »Ich bin dann mal weg«. Da muss ich Sie wieder enttäuschen, weil auch das falsches Deutsch ist. Wenn überhaupt, müsste es heißen: »Ich bin dann einmal weg.« Das wäre dann richtig, klingt aber falsch. Übrigens, lieber Herr Steinmeier, als Franz Müntefering der Nachfolger seines Vorgängers im Amt des SPD-Vorsitzenden wurde, titelte eine überregionale Tageszeitung: »Ich bin dann mal Beck«.¹ Es dauert vielleicht einen Moment, bis man dieses Wortspiel versteht, aber der Herr ist ja auch schon länger weg. Sie merken also schon, diese Redewendungen oder neu komponierten Worte lassen sich vielfältig und immer unterhaltsam einsetzen, aber sie sind eben auch leider immer falsch. Es muss also vielleicht daran liegen, dass mein falsches Deutsch etwas Überzeugendes hat.

Mein Hang zur Vorliebe für falsches, kreatives Deutsch wurde im Lateinunterricht gelehrt. Denn erst der Lateinunterricht führte mir die Grenzen meiner Muttersprache vor Augen. Des Öfteren lautete die Aufgabe: »Übersetze aus *De bello gallico* (Über den gallischen Krieg)!«, was mich zu grotesk ausschweifenden Über-

[->

¹ S. Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 2. März 2008 (Anm. d. Redaktion).

setzungen trieb wie: »Er wäre seiner Natur nach ein zu Besiegender gewesen ... worden.« Das ist falsches Deutsch, aber ich schwöre, meine Damen und Herren, das ist die Originalübersetzung des Satzes, den ich da zu übersetzen hatte. Am Rand meines Heftes stand dann oft fett rot markiert der Vermerk: »Ausdruck, Hans-Peter!« Die lateinische Grammatik, die eher an Logarithmen als an die Statik einer sprechbaren Sprache erinnerte, war für mich also nur mit Witz in den Griff zu kriegen. Was mich rettete, war meine Vokabelkenntnis. Als Wortschatzkönig übersetzte ich jedes Wort zwar irgendwie richtig, aber in meinen Translationen schrieb ich kurzerhand blumig und leichtfüßig die glorreiche Geschichte des Römischen Imperiums um. Selbst die absurdesten Volksstämme hatten bei mir eine echte Chance auf den Sieg gegen Rom. Denn die Römer waren nicht nur »zu Besiegende« gewesen, sondern auch »besiegt Warende geworden«. Und Sie, meine Damen und Herren, können jetzt froh sein, dass ich kein Altgriechisch in der Schule hatte, sondern stattdessen Holländisch. Trotzdem: Irgendwie fand ich, das Lateinische war prägnanter, präziser und brachte die Dinge einfach genauer auf den Punkt als meine Muttersprache. Als ich dann Italienisch lernte, verfestigte sich dieser flüchtige Eindruck. Sicher, das Italienische klingt romantisch, melodisch, aber dem Wesen nach ist es eigentlich eine perfekte Sprache für Gesetzestexte, Hausordnungen, Geschichtsschreibung, militärische Kommandos und Gebrauchsanweisungen. Eine praktische und handliche Sprache. Wenn ich heute einen DVD-Player anschließen muss, lese ich grundsätzlich nur die italienische Gebrauchsanweisung. Sie ist immer um ein Drittel kürzer als die deutsche und ist gerade deshalb immer unmissverständlich.

Die italienische Sprache nennt meist zuerst das Ergebnis und beschreibt dann den Weg dorthin. Man könnte es gewissermaßen als eine ergebnisorientierte Sprache bezeichnen. Die deutsche Sprache beschreibt dagegen zuerst den umständlichen Weg, und dann kommt das Ergebnis. Ein ganz lapidares Beispiel: das Wort »Kartoffelsalat«. In letzter Konsequenz ist das ein Salat. Das nennt der Italiener zuerst. Der Weg zum Salat führt über die gekochte und zerhackte Kartoffel. Das käme also erst hinterher. Ergebnis: »Salatkartoffel«. Der Deutsche denkt also von hinten her. Italiener denken von vorne. Deutsch klingt technisch, ist aber eine zutiefst romantische Sprache. Genau wird das Deutsche vor allem da, wo andere Sprachen und Völker scheinbar nicht mehr ganz so genau hinsehen. Beispiele: Die Wörter »Wesen«, »Heimat«, »Gemütlichkeit«, »Heimweh«, »Zwielicht«, »Gestalt«, alles Wörter, die zumindest in keine romanische Sprache wortwörtlich übersetzt werden können. »Zwielicht« übersetzt der Italiener mit »Dämmerung«, »Gestalt« mit »Form« und »Figur« und »Heimweh« gar mit »Nostalgie«. Aber eine zwielichtige Gestalt, die Heimweh hat, ist doch etwas ganz anderes als eine dämmerige Figur, die unter Nostalgie leidet. Es ist unübersetzbar. Und was man nicht übersetzen kann, sollte man übernehmen. »Gestalt« heißt auf Italienisch mittlerweile »la gestalt«, und »Gestaltpsychologie« ist im Italienischen zum »gestaltismo« geworden. Andersherum geht das natürlich genauso: Man versuche einmal spaßes halber, das Wort »informazione« ins Deutsche zu übersetzen. Genau genommen ist das eine Mischung aus den Worten »Nachricht«, »Unterrichtung«, »Weisung«, »Hinweis«, »Hilfe« und »Botschaft«, aber alles irgendwie auch nicht genau.

[→

Meine These lautet: Wir Deutschen wollen es gerne so genau haben, so perfekt, weil unsere Sprache so unscharf ist. Die Italiener können sich ihr ganzes Chaos erlauben, weil ihre Militärsprache keinen Platz für Missverständnisse lässt. Es ist also gut, dass sich die Sprachen der Welt untereinander und gegenseitig befruchten und bereichern. Neue Begriffe gestatten uns in die Gedanken und die Gefühlswelt anderer Völker einzutauchen und führen zu einem größeren Verständnis für fremde Kulturen. Allerdings nicht immer. Es gibt auch Auswüchse, vor allem da, wo wir als Deutsche uns des Englischen bemächtigen. Denn was bitte ist zum Beispiel ein »Backshop«? Für einen Engländer ist ein »back shop« entweder ein Rückgeschäft oder ein Laden, der einfach hinten liegt, oder eine Art Pfandhaus, aber eben keine »bakery« oder Bäckerei. Wir sollten nicht versuchen, besser zu sein als das Original. Mit dem Wort »Bäckerei« ist am Ende dem amerikanischen Touristen in Deutschland und Omma Paslewski in Wanne-Eickel einfach mehr geholfen. Und daran, finde ich, kann man doch erkennen, dass es notwendig ist, den Kern, den Ursprung der eigenen Sprache beizubehalten. Das ist der Wert und das Besondere jeder Sprache. Das Deutsche ist eine Sprache, die sich vermutlich besser als andere zum Durchdringen von fantastischen Theorien und zur Wahrheitsfindung eignet, also eine philosophische Sprache. Die deutsche Sprache interessiert sich nicht so sehr für das, was offensichtlich und klar ist, sondern für das, was nicht ist. Und das zeigt sich, glaube ich, auch in unserem Humor. Wenn ich in Interviews gefragt werde, was der Unterschied zwischen britischem und deutschem Humor ist, dann sage ich: Der englische Humor sagt sehr scharf, was ist, und der deutsche Humor sagt genauso scharf, was nicht ist. Engländer sagen: »Why is it so?« Der Deutsche fragt: »Wieso ist das nicht so?« Und wenn man versucht, treffend, klar und einfach zu beschreiben, muss man manchmal, fürchte ich, falsches Deutsch sprechen. Und falls Sie, meine Damen und Herren, sich jetzt fragen »Sag mal, was hat der Typ eigentlich gelernt? Was kann der eigentlich?«, dann sage ich Ihnen ganz stolz: »Irgendwas mit Medien.« Vielen Dank.

Laudatio auf Christian Salewski zur Verleihung des Alexander-Rhomberg-Preises 2010

Von Britta Stuff, Journalistin

Sehr geehrte Frau Rhomberg, lieber Christian Salewski, sehr geehrte Damen und Herren, nachdem klar war, dass Christian Salewski den Alexander-Rhomberg-Preis in diesem Jahr erhalten wird und ich die Laudatio auf ihn halten darf, haben wir uns in einer Kreuzberger Pizzeria verabredet, um uns kennen zu lernen. Wir haben ein paar Stunden geredet, über seine Geschichten, sein Studium, das Schreiben an sich, und am Schluss hatte ich das Gefühl, ganz gut vorbereitet zu sein auf diese Rede.

Zwei Tage später bekam ich eine E-Mail. Sie enthielt eine Liste der Dinge, die ich alle besser nicht erwähnen sollte. Nämlich fast alles.

[→



Britta Stuff

Foto: Ri

Ich erzähle diese Geschichte, weil sie zeigt, warum Christian Salewski ein guter Journalist ist: Er weiß, was man aus einem einfachen Gespräch machen kann. Dass man jemanden in die Pfanne hauen kann, wegen Kleinigkeiten. Dass der Interviewte schon während des Gesprächs die Deutungshoheit über sich selbst abgibt.

Christian Salewski ist aber nicht nur ein guter Journalist, sondern ein sehr guter. Denn eben dies nutzt er selbst in seinen Reportagen niemals aus.

Er schreibt beispielsweise über zwei Frauen, aus einer Region Deutschlands, wo Windkraftanlagen neben Atomkraft den Energiemix der Zukunft produzieren. »Hart am Wind« heißt die Reportage und sie erzählt von Rita Helmholz, die sich mit ihrem Mann auf einem Hof zur Ruhe setzen wollte, als schließlich die Windräder gebaut wurden und ihr Sicht und Ruhe nahmen, und sie erzählt von Anke Dreckmann, die seit Tschernobyl gegen Atomreaktoren kämpft und gegen den vor ihrer Haustür, Brunsbüttel, nichts machen kann.

Anke Dreckmanns Kampf gegen die Atomkraft, der oberflächlich betrachtet der politisch korrektere zu sein scheint, schildert Christian Salewski nicht, ohne auch Zweitmotive zu erwähnen: Anke Dreckmanns Mann ist Kapitän, sie war viel allein, und sie ist kein Mensch, der gut allein sein kann, jemand, der beschäftigt sein muss. Nach Tschernobyl hatte sie eine Beschäftigung.

Über Rita Helmholz schreibt er: »Nicht die Atomkraftwerke haben ihr den Mann genommen. Das waren die Windräder. Davon ist sie überzeugt. Sein Herz war nicht mehr ganz gesund, es war ›vorgeschädigt‹, wie Rita Helmholz es nennt. Er war erst 63, frühverrentet. Die Windräder, gegen die sie geklagt hatte, drehten sich seit einem guten Jahr. Nachts schlief er schlecht, tagsüber ärgerte er sich über den Lärm. Wenn Bekannte zu Besuch kamen, fragte er sie zuallererst, wie sie zur Windkraft stehen würden. Wenn sie sich dafür aussprachen, waren sie bei ihm unten durch. Dann, ein Morgen im November, Rita Helmholz kam gerade aus dem Bad. Ihr Mann kam ihr auf der Treppe entgegen. Er wolle sich kurz hinlegen, sagte er, er habe schlecht geschlafen. Plötzlich sackte er in sich zusammen, einfach so. Er starb an diesem Tag in ihren Armen.«

Beide Frauen schildert Christian Salewski fast schon liebevoll, er lässt beiden ihre Würde und zwingt sie nicht in Klischees. Fast wie ein Therapeut überlässt er die Deutung ihrer Motive ihnen selbst. Und am Schluss kann man beide verstehen, Anke Dreckmann und Rita Helmholz, und man sieht, dass Entscheidungen und Meinungen immer auch persönlich sind, und nicht nur politisch.

Ich liebe Christian Salewskis Geschichten aber vor allem wegen seiner schlichten Sprache, die sich durch eine kaum merkbare, eingängige Melodie auszeichnet. Durch Klarheit der Beschreibungen und Verzicht auf Unwesentliches. Ein Ausschnitt aus der Geschichte, die ihm selbst am wichtigsten ist: das Porträt Robert Sterns. Ein jüdischer Professor, der ehrenamtlich an einer palästinensischen Universität im besetzten Westjordanland lehrt. Ihn trifft er mehrfach, unter anderem

[→

besuchen die beiden den Friedhof in Sterns Heimatdorf, in der Nähe von Bad Kreuznach. Ein Ausschnitt:

»Verwitterte Grabsteine stehen auf einer kleinen Lichtung, Farn überwuchert viele der hebräischen Inschriften. Robert Stern schreitet die Reihe ab. Vor einem Stein hält er an. Karoline Stern, 1845–1910, seine Urgroßtante. Wenige Meter weiter steht ein schwarzes Monument mit 16 eingravierten Namen. Elf Mal der Name ›Stern‹.

Hörbar atmet Robert Stern die kühle Waldluft ein und blinzelt gegen die Sonnenstrahlen, die vereinzelt durch das Blätterdach fallen. Dann bückt er sich langsam, puhlt einen kleinen Kiesel aus dem Boden und legt ihn sacht auf dem glatten Gedenkstein ab. Unten rechts ist zu lesen, wer den Stein hier aufgestellt hat: ›Die Überlebenden‹. Robert Stern ist einer der Letzten.«

Die Jury schreibt: »Christian Salewskis Themen haben ein erhebliches emotionales Potential. Er entwickelt es in protokollierenden Momentaufnahmen. Er nimmt Anteil an den Opfern und vermeidet Aufdringlichkeit gegenüber den Lesern. Seine Sprache macht ihn sympathisch.«

Ich finde, lieber Christian, dass deine Geschichten deshalb so wunderbar sind, weil du es schaffst, die Menschen zu deuten, ohne sie von oben herab zu betrachten.

Herzlichen Glückwunsch.

Dankrede zur Verleihung des Alexander-Rhomberg-Preises 2010

Von Christian Salewski, Freier Journalist

Sehr geehrte Frau Rhomberg, meine sehr geehrten Damen und Herren, der erste Satz ist immer der schwerste. Das gilt beim Schreiben. In den vergangenen Wochen durfte ich nun leidvoll erfahren: Beim Verfassen von Reden ist das nicht anders.

Ich habe Dutzende erste Sätze hingeschrieben – und wieder verworfen. Es waren tolle erste Sätze dabei: Steile Thesen, die Ihren Widerspruch wecken sollten. Szenische Einstiege, die Sie mitten in ein anekdotisches Geschehen geworfen hätten. Oder auch überraschende Zitate, über die Sie hätten staunen können.

All diesen Formulierungen war der Versuch gemein, Ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Und wenn ich letztlich auf all diese Sätze verzichtet habe, dann nur, weil Sie ohnehin nicht gehen werden, bevor Hape Kerkeling gesprochen hat.

Ich kann es mir daher erlauben, meine Dankesrede ganz unoriginell zu beginnen, nämlich mit dem Dank. Und der gilt zunächst einmal Britta Stuff für ihre freundlichen Worte. Aber vor allem gilt mein Dank natürlich Ihnen, Frau Rhomberg, und den Mitgliedern der Jury, die mir den Alexander-Rhomberg-Preis zuerkannt haben.

Als Sie – liebe Frau Rhomberg – mich im Dezember anriefen, um mir das Votum der Jury mitzuteilen, habe ich mich doppelt gefreut. Nicht nur, weil Sie mit [→



Inge Rhomberg, Vorsitzende der Alexander-Rhomberg-Stiftung, und Christian Salewski Foto: Ri

dem Alexander-Rhomberg-Preis meine bisherige Arbeit auszeichnen – das allein ist eine große Ehre – sondern weil Sie mich damit zugleich ermuntert haben, weiter Reportagen zu schreiben.

Seit der Journalistenschule gehört mein Herz der Reportage und ganz besonders der politischen Reportage. Nur leider ist gerade dieses Genre als freier Journalist nicht ganz einfach zu bedienen in Zeiten, in denen selbst überregionale Zeitungen ihre Honorartöpfe zusammenstreichen. Ich übertreibe daher nicht, wenn ich sage: Ihr Anruf fiel in eine Zeit des Zweifels.

Ich habe mich gefragt, ob das eigentlich der richtige Weg ist, auf dem ich mich da befinde. Und deswegen möchte ich mich bei Ihnen und bei der Jury vor allem dafür ganz herzlich bedanken, dass Sie mir durch Ihre Anerkennung diese Zweifel etwas genommen haben.

Wenn ich eingangs davon sprach, dass ich mir Ihrer Aufmerksamkeit heute Abend relativ sicher sein kann, dann heißt das zugleich: Normalerweise genießt man diesen Luxus als Print-Journalist nicht.

Der Zeitungsleser ist ein flüchtiges Wesen. Wenn ihn etwas langweilt, blättert er um und ist weg. Da ist der Leser leider ganz unsentimental. Das gilt bei Nachrichten, Berichten und Kommentaren. Aber es gilt in besonderem Maße bei Reportagen, denn für die Lektüre von Reportagen braucht man als Leser – mehr noch als bei anderen Formaten – Zeit und Muße.

Wer also möchte, dass seine Reportagen nicht nur gedruckt, sondern auch wirklich gelesen werden, muss den Leser einfangen, muss ihn vom ersten Satz an packen und nicht mehr loslassen, bis er zu Ende gelesen hat. Den Leser so zu entmündigen, ist vielleicht etwas drastisch, aber es ist – davon ist jeder Reporter überzeugt – nur zu seinem Besten.

Das Mittel dazu, derart auf Leserjagd zu gehen, ist logischerweise die Sprache. Und eine ausdrucksstarke Sprache folgt zu einem großen Teil Regeln, die man lernen kann. Da geht es darum, überflüssige Adjektive zu vermeiden, starke Verben zu benutzen oder das Passiv zu umschiffen. Diese Dinge kann man üben. Aber klare Sprache ist bei weitem nicht alles.

Gute Reportagen zeichnen sich vor allem durch einen eigenen Tonfall und einen eigenen Rhythmus aus, also durch das, was man ganz allgemein Stil nennt. Dabei geht es weniger um technisches Wissen als um Erfahrung.

Mein Reportage-Dozent an der Deutschen Journalistenschule (DJS), Holger Gertz von der Süddeutschen Zeitung, der sicher einer der besten deutschen Reporter ist, sagte mir einmal, er habe hunderte von Reportagen geschrieben, aber auch er sei jedes Mal wieder neu auf der Suche nach dem je passenden Stil. Er sagte mir das direkt nach einer ausführlichen Textkritik und ich dachte damals, er habe das bloß als Aufmunterung gemeint.

[→

Inzwischen habe ich selbst einige Reportagen geschrieben und ich befürchte heute: Holger Gertz wollte mich nicht aufmuntern. Er wollte mich warnen. Ich beginne nämlich zu ahnen, dass er Recht hat.

Stil ist eine Sache der Erfahrung. Das heißt aber: Stil ist ein Prozess und kein Zustand. Das ist nicht ganz banal, denn es bedeutet, dass das Schreiben nie selbstverständlich und dass man als Schreiber nie völlig zufrieden sein wird. Da wird immer ein Rest Wissen bleiben, dass man noch treffender formulieren, noch intelligenter strukturieren und – was einem immer erst hinterher am Schreibtisch auffällt – noch umfassender recherchieren könnte. So betrachtet, ist Stil eine ewige Annäherung. Eine eher düstere Aussicht also.

Wenn ich die Reportage dennoch so faszinierend finde, dass ich unbedingt an ihr festhalten möchte, dann liegt das vor allem an zwei Dingen:

Reporter dürfen – nein – sie müssen sogar neugierig sein. Die Neugierde zum Beruf zu haben, ist vor allem ein großes Privileg. Als Reporter begegnet man interessanten Menschen in Situationen, in die man sich sonst nie begeben würde.

Erst kürzlich kauerte ich vier Stunden lang auf dem Waldboden in einem kleinen, igluartigen Zelt in Kanada. Es war so dunkel, dass man die kleinen Waldspinnen auf den Beinen zwar spürte, aber nicht sah. Dann hieß es, ich solle beten. Und so betete ich, dass der Indianer, der mich in seine Schwitzhütte eingeladen hatte, nicht noch mehr Wasser auf die glühenden Steine zu meinen Füßen gießen würde. Wenn ich Ihnen jetzt sage, dass es als nächstes laut zischte, wissen Sie, dass man als Reporter seine Neugierde manchmal aber auch bereut.

Reportagen zu recherchieren und zu schreiben ist also einerseits ein Privileg. Aber vor allem ist die Reportage als Darstellungsform unschlagbar, wenn man die große Politik für den Leser erfahrbar machen möchte.

Es wurde schon erwähnt: Die meisten der Texte, für die ich heute den Alexander-Rhomberg-Preis entgegennehmen darf, entstanden während eines sechsmonatigen Aufenthalts in Israel. – Hier gilt übrigens mein Dank der Herbert-Quandt-Stiftung, die mir diesen Aufenthalt durch ein so genanntes »Trialog der Kulturen«-Stipendium erst ermöglicht hat. – Die Zeit in Israel war journalistisch sehr intensiv, unter anderem weil der jüngste Gaza-Krieg in diesen Zeitraum fiel und der Nahostkonflikt die Schlagzeilen in Deutschland noch lange nach dem letzten Schuss beherrschte. »Tausende Reservisten einberufen«, stand dann da, oder: »Proteste in der Westbank«. Das ist der Journalismus der Nachrichtenticker: Große Politik verdichtet auf eine Zeile.

Die Reportage arbeitet genau umgekehrt: Die Reportage ist konkret, wo die Nachricht abstrakt bleiben muss. Die Reportage ist dicht dran. Sie zeigt Motivation und Emotion realer Menschen. Und indem sie die Auswirkungen der großen Politik abbildet und den Einzelnen in seiner Verwicklung mit der Welt zeigt, eröffnet sie Raum für Empathie. Dieser Blick von unten nach oben ist hochpolitisch, denn bei aller Komplexität heutiger Politik erinnert er daran, dass Politik von Menschen gemacht wird und dass jede politische Entscheidung Menschen in ihrem Leben betrifft.

Vielleicht ein Beispiel: Eine Geschichte, über die ich damals stolperte, war die von Professor Stern. Robert Stern floh als deutscher Jude mit seinen Eltern vor

[→

den Nazis nach Amerika. Dort machte er eine herausragende akademische Karriere. Mit 73 Jahren schließlich ging er – mitten im Gaza-Krieg – nach Palästina und unterrichtete ehrenamtlich palästinensische Medizin-Studenten. Diese kurze Aufzählung zeigt schon: Die Geschichte von Robert Stern ist außergewöhnlich, aber sie ist vor allem viel spannender und viel politischer, als eine bloße Nachricht jemals sein kann.

Dafür, dass er seine Geschichte mit mir geteilt hat und ich sie den Lesern der Berliner Zeitung erzählen durfte, bin ich sehr dankbar. Es war die mit Abstand interessanteste Begegnung in einer an interessanten Begegnungen reichen Zeit. Und ich freue mich daher ganz besonders, dass Professor Stern heute Abend hier ist. Er steht stellvertretend für all die Menschen, die jungen Journalisten ein erstaunliches Vertrauen schenken, wenn sie ihnen ihre Geschichten erzählen.

Als Reporter lernt man von seinen Protagonisten immer etwas. Manchmal, wie im Falle Robert Sterns, ganze Lebensweisheiten, manchmal auch bloß eine kleine Lektion.

Kürzlich habe ich einen jungen Bundestagsabgeordneten interviewt. Es ging um seine ersten hundert Tage im Parlament. Ich wollte von ihm wissen, wie das denn sei, wenn man das erste Mal im Plenum eine Rede halten müsse. Er hat sich zurückgelehnt und kurz nachgedacht. Dann hat er gelächelt und gesagt: »Wenn es vorbei ist, ist es toll.«

In diesem Sinne: Noch einmal ganz herzlichen Dank für diesen wunderbaren Preis. Und ebensolchen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

✉ Fragen und Antworten

✉ Mit der *Vulkanwolke* aus Island kam für uns ein sprachliches Problem, weil wir nicht wissen, ob diese *Aschwolke*, *Aschewolke* oder *Aschenwolke* heißen muss. Was meinen Sie dazu, wie ist es richtig?

[GfdS] Gern erläutern wir einiges zu dieser Frage, die nicht ganz einfach und auch nicht mit einer Variante zu beantworten ist.

Als Hinführung zur Problematik sollte bemerkt werden, dass uns in der Sprachberatung bei den Zusammensetzungen (Kompositionen) mit Fugenelement, wie der Wortbestandteil, um den es geht, bezeichnet wird, recht häufig Nachfragen erreichen. Dabei werden

zwei, mitunter auch drei Varianten genannt und daraus Unsicherheiten oder auch strittige Fragen abgeleitet. Die angefragten Beispiele beziehen beispielsweise darauf, warum es *Hofnarr* (ohne Fugen-s), aber *Friedhofsmauer* (mit s) heißt, ob *Mehrgenerationenhaus* besser ist als *Mehrgenerationshaus* oder warum die offiziell so verkündete *Abgeltungssteuer* im Alltag meist zur *Abgeltungsteuer* wird.

Diese Varianten treten auf, weil es keine, wenngleich oft gewünschten, festen Regeln für die Verwendung der Fugenelemente gibt. Um eine grammatische Kategorie, so der oft vermutete Genitiv oder Plural, handelt es sich in vielen Fällen nicht, wie am Beispiel *Schwanenteich* deutlich wird.

Hier spielen vielmehr Gewohnheiten sowie Frequenzen in der Nutzung der Bestandteile, ihre Länge und Komple-

xität, formale Muster oder Aussprachebedingungen bzw. -erleichterungen eine Rolle. Diese können allgemein beschrieben und mit ihren Wirkungen vermutet, aber kaum exakt vorausgesagt werden.

Im konkreten Fall ist *Asche* als Kompositionsstammform nicht sehr häufig, es fallen einem wohl zuerst einige Analogiefälle mit *-en* ein: *Aschenbecher*, *Aschenbrödel* oder *Aschenkasten*; diese treten sicher häufig auf und könnten als Muster dienen. Der »Duden. Das große Wörterbuch der deutschen Sprache zum Gegenwartsdeutsch« (10 Bände, Mannheim 1999, S. 300) führt neben den genannten Formen auch *Aschbecher*, *Ascheimer* oder *Ascheregen* sowie *Aschkasten* auf. Hier wird wegen des fehlenden Buchstabens *e* von einer subtraktiven Fuge gesprochen. Auch ist als vereinzelt Form der *Aschermittwoch* mit einem wohl regional bedingten seltenen Fugenelement verzeichnet.

Ausschlaggebend für die Variante ohne Fugenelement *Aschewolke* kann auch die Analogie aufgrund des Zweitglieds *Wolke* sein, ähnliche Belege erscheinen auch in der nichtergänzten Form des Erstglieds: *Regenwolke*, *Staubwolke*, *Nebelwolke*.

Möglicherweise dialektal bedingte Varianten mit *Asch/e/n* sind übrigens gut belegbar, Beispiele finden sich im »Wortatlas der deutschen Umgangssprachen« von Jürgen Eichhoff (Berlin/Zürich, 2000: Karte 4–18), wo die Müllmänner/Müllleute *Aschmänner*, *Aschemänner* oder *Aschenmänner* heißen.

Laut Suchmaschinen im Internet wird eindeutig die unmarkierte Form *Aschewolke* am meisten verwendet, mit großem Abstand folgt *Aschenwolke*, die *Aschwolke* bringt es auf nochmals viel weniger Belege.

Derzeit hat sich mithin das Kompositum *Aschewolke* eingebürgert, es bleibt abzuwarten und spannend, ob das so bleibt oder ob sich im Laufe des Lexi-

kalisierungsprozesses nicht die Form *Aschenwolke* durchsetzt – oder noch besser: das Wort ganz selten verwendet werden muss. [Kun DA 38645]

☒ Neulich haben wir im Waschbecken eine Verstopfung mit einem Pömpel beseitigt. Danach fragten wir uns jedoch: Warum heißt das Ding eigentlich Pömpel?“

[GfdS]: Der Begriff *Pömpel* oder *Pümpel* (als Haushaltsgerät, das zur Beseitigung von Verstopfungen in Abflussrohren dient) wird umgangssprachlich für *Saugglocke* verwendet, ebenso *Pumpfix*, *Klostampfer*, *Fluppi* oder *Ausgussreiniger*, *Plömper*, *Hebamme* und im norddeutschen Dialekt *Pampelmuse* oder *Plümper*, in Franken *Siphonreiniger*, in Österreich auch *Saug-Hektor* (nach dem ersten Hersteller) oder *Steßl* (zu »stoßen«).

Die Herkunft dieses Begriffs ist nicht eindeutig geklärt. Einerseits liegt es nahe anzunehmen, dass eine Verkleinerungsform von *Pumpe* vorliegt: Mit einer Pumpe holt man Wasser, holt es aus einem Brunnen hervor, ebenso könnte man mit einem Pömpel etwas im Ausguss Befindliches hervorholen.

Andererseits wird der dialektale Begriff *Pümpel* etymologisch gestützt durch *Pummel*, *Pumpel*, das etwa in Kluges »Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache«, Berlin u. a. 2003, für etwas »Dickes, Rundes« angegeben wird. Der Duden verzeichnet weder *Pömpel* noch *Pümpel*, doch wird unter *Pummel* die Nebenform *Pumpel* für eine »kleine, dicke Person« angegeben. In diese Richtung weist auch Heinz Küpper in seinem »Illustrierten Lexikon der deutschen Umgangssprache«, Band 6, 1984. Dort gibt er für *Pummel/Pumpel/Pümpel* nicht nur »ein untersetztes Kind, ein dralles Mädchen« an, sondern weist auch darauf hin, dass sich diese Bezeichnung seit

ca. 1700 auch für den Stößel eines Mörsers durchgesetzt hat, der »am unteren Ende verdickt und im Ganzen gedrungen« ist. So könnte die dem Stößel ähnliche Form einer Saugglocke den Auslöser für die Entstehung des Begriffs *Pümpel/Pömpel* gegeben haben.

Weiterhin könnte auch die Ähnlichkeit der Verwendung des Gegenstandes hierzu beigetragen haben: Im »Deutschen Wörterbuch« der Gebrüder Grimm von 1889 wird unter *Pumpel*, *Pümpel* ebenfalls auf den Stößel des Mörsers verwiesen. Doch zusätzlich ist dort das Verb *pumpeln*, *pümpeln* angegeben, mit der Bedeutung »mit dem pumpel (im mörser) stampfen, stossen«. Einer solchen Handlung ähnelt die Beseitigung einer Verstopfung im Ausfluss mithilfe einer Saugglocke durch stampfende, stoßende Bewegungen, so dass trotz aller Unterschiede zwischen einer Saugglocke und einem Stößel sowohl die optische Ähnlichkeit als auch die Tätigkeit der Verwendung diese Gegenstände durch die gemeinsame umgangssprachliche Bezeichnung, *Pümpel/Pömpel*, verbindet.

[Rü DA 38329]

Telefonische Auskünfte



Für was steht eigentlich das *i* in *iPod*, *iMac* oder dem bald erscheinenden *iPad*?

[GfdS] 1998 stellte die Firma Apple den *iMac* vor. Dieser hob sich nicht allein durch seine bunte Farbgebung in *bondi-blue* (blaugrün) gegenüber den bislang meist beige-grauen PCs hervor. Hauptmerkmal war, dass sich Nutzer auch ohne technisches Wissen innerhalb kürzester Zeit ins Internet einwählen können sollten. Das *i* steht also in erster Linie für *Internet*. Auf Apples offizieller Produktvorstellung

des *iMac*s wurde das *i* zudem für *individual*, *instruct*, *inform*, *inspire* (engl. in etwa für »individuell, instruierend, informierend, inspirierend«) definiert.



iMac: Der *bondi-blue iMac* von 1998. Foto: Masashige MOTOE (CC-BY-SA-2.0)

Von der ursprünglichen Bedeutung losgelöst, wurde das *i* Bestandteil von Apple-Produkten, die sich durch eine einfache, intuitive Bedienung auszeichneten und somit für den Alltagsgebrauch gedacht waren, so z. B. neben dem *iMac* das *iBook* (ein tragbarer Computer). Die technisch anspruchsvollere und teurere Modellreihe für Profigeräte wurde mit *PowerMac* oder *PowerBook* betitelt.

Neben der Benennung weiterer Hardware wie dem *iPod*, dem *iPhone* oder dem *iPad* findet das *i* auch Verwendung bei der Benennung von Apples hausgemachter Software: Mit *iTunes* wird die Musiksammlung verwaltet, mit *iMovie* lassen sich Filme schneiden, *iChat* dient zum Chatten, *iWork* enthält Office-Software, *iCal* verwaltet Termine, *iPhoto* ordnet die Fotosammlung, *iSync* gleicht Daten ab und mit *iWeb* lassen sich Internetseiten basteln. Allen Programmen ist gemein, dass sie möglichst einfach zu bedienen sein sollen. Umfangreiche, komplexe Programmfunktionen sind der Profi-Software vorbehalten.

Das kleingeschriebene Initial-*i*, immer direkt gefolgt von einem Großbuchstaben, wird jedoch nicht allein von Apple verwendet. So nennt Google seinen Dienst der personalisierten Google-Seite *iGoogle*, unter *iLove.de* findet sich eine Partnerbörse, für das iPhone gibt es z. B. Apps namens *iCola* und *iBier*. Die Anwendungsmöglichkeiten sind unbegrenzt und allerlei kreativer

Unsinn wird damit getrieben: Schließlich begrüßt man sich in Süddeutschland gelegentlich mit *iGude*, einen offiziellen *iMer* sucht man in Apples Produktpalette indes vergebens.



iMer: Gibt's so nicht: den iMer. Bildquelle: <http://leanderc.files.wordpress.com>

Ri



Woher stammt die Redewendung »bis in die Puppen schlafen«?

[GfdS] Der Ursprung der Redewendung »bis in die Puppen schlafen« oder anders »bis in die Puppen aufbleiben«, »bis in die Puppen arbeiten, fernsehen« etc. mit der Bedeutung von »sehr lange« stammt aus dem Berlin des 18. Jahrhunderts. Mitte des Jahrhunderts wurden am Großen Stern im Berliner Tiergarten – noch heute ist der damals von Hecken umgebene Platz unter diesem Namen bekannt – Statuen der antiken Mythologie aufgestellt. Der Berliner Volksmund bezeichnete diese Standbilder als »Puppen« und den Großen Stern als »Puppenplatz« (Lutz Röhrich, »Das große Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten«, Herder, Freiburg 1992). Das »Deutsche Sprichwörter-Lexikon«, Darmstadt 1977 (Nachdruck von 1873), gibt weiter an, dass die Berliner am Wochenende Spaziergänge »bis in die Puppen« zu machen pflegten. Zu Fuß war dies damals vom Stadtkern aus ein sehr weiter Weg. Von der räumlichen wurde diese Wendung auf die zeitliche Ausdehnung übertragen und wird so noch heute im Sinne von »sehr lange« verwendet.

Im gleichen Zusammenhang entstanden auch verwandte Wendungen wie »Das geht über die Puppen« mit der Bedeutung »Das übersteigt das Maß«. Da man bekanntermaßen (so

das »Deutsche Sprichwörter-Lexikon«) Anstoß an den nackten Götterfiguren nahm, empörte man sich so auch über leicht bekleidete Mädchen mit dem Ausspruch »Das geht noch über die Puppen«.

Übrigens hat sich der Große Stern mit der Siegestsäule bis heute als Platz für Vergnügungen und Partys gehalten. Rü

Aus der [GfdS]

Niederschrift über die 32. ordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft für deutsche Sprache am 8. Mai 2010

Eröffnung und Begrüßung

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Rudolf Hoberg, eröffnet die Sitzung um 11.10 Uhr und begrüßt die Anwesenden. Professor Hoberg dankt allen, die die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) unterstützt haben, insbesondere dem Förderkreis der Gesellschaft für deutsche Sprache mit seinem Vorsitzenden Herbert F. Köter. Ebenso dankt er dem Oberbürgermeister der Stadt Wiesbaden, Dr. Helmut Müller, dafür, dass die GfdS wiederum im Rathaus zu Gast sein darf.

Zum Gedenken an die im vergangenen Jahr verstorbenen Mitglieder erheben sich die Versammelten von den Plätzen.

Zur Sitzung ist ordnungsgemäß eingeladen worden. Die Versammlung ist beschlussfähig. Ergänzungen zur Tagesordnung werden nicht gewünscht.

TOP 1: Stellungnahme zum Geschäftsbericht für das abgelaufene Jahr

Der Geschäftsbericht für das Jahr 2009 konnte vorab bei der Geschäftsstelle der GfdS angefordert werden. Die Geschäftsführerin, Prof. Dr. Karin M.

Eichhoff-Cyrus, erläutert einzelne Punkte und weist darauf hin, dass die Internetseite der GfdS im Durchschnitt monatlich ca. 50.000-mal besucht wurde. Insgesamt wurden im Berichtsjahr 598.529 Besuche gezählt, das heißt durchschnittlich 1.640 Besuche pro Tag.

In den 96 ehrenamtlich geleiteten Zweigvereinen (Stand 2009) fanden 182 Veranstaltungen statt, das bedeutet, dass durchschnittlich an jedem zweiten Abend eine sprachkulturelle Veranstaltung angeboten wurde.

Professorin Eichhoff-Cyrus berichtet über das internationale Symposium in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat zum Thema *Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachpolitik in deutschsprachigen Regionen außerhalb Deutschlands* am 13. November 2009 in Berlin.

Die Aktivitäten der GfdS im Bereich der Rechts- und Verwaltungssprache werden von ihr vorgestellt: die umfangreiche Textbearbeitung des Niedersächsischen Kommunalverfassungsgesetzes, das Projekt »Bürgerorientierte Verwaltungssprache« – in Zusammenarbeit mit der Bezirksregierung Düsseldorf – sowie das Pilotprojekt »Klartext in Wiesbaden« mit der hessischen Landeshauptstadt Wiesbaden, zu dem auch eine Broschüre vorgelegt werden soll. Ferner berichtet sie über die Kooperation mit dem Germanistischen Institut der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und dem dort angesiedelten Zentrum für Rechtslinguistik.

Die Arbeit des Deutschen Sprachrats im letzten Jahr, insbesondere die mit seiner Unterstützung durchgeführten Umfragen, zu denen Broschüren erschienen sind, stellt Professor Hoberg kurz vor.

TOP 2: Bericht der Rechnungsprüfer

Dr. Gerhard Imgrund und Karlheinz Liebig verlesen den Bericht der Rechnungsprüfer. Es wurden keine Bean-

standungen vorgebracht. Sie empfehlen, den Hauptvorstand zu entlasten.

TOP 3: Beschlussfassung über die Rechnungslegung

Die Rechnungslegung für das Jahr 2009 (sie liegt aus) wird ohne weitere Aussprache einstimmig angenommen.

TOP 4: Beschlussfassung über den Haushaltsvoranschlag

Der Haushaltsvoranschlag für das Jahr 2011 liegt ebenfalls als Tischvorlage zur Einsicht aus. Die Geschäftsführerin teilt dazu mit, dass die öffentlichen Zuwendungsgeber die finanziellen Mittel auch im kommenden Jahr nicht erhöhen werden.

Dr. Liane Müller erkundigt sich im Zusammenhang mit dem Punkt »Einnahmen« nach der aktuellen Mitgliederentwicklung der GfdS. Gudrun Wiedekind, Verwaltungsleiterin, sagt, dass die Mitgliederzahl sich zwar weiter erhöht hat, einige Mitglieder jedoch einen reduzierten Beitrag zahlen.

Der Haushaltsvoranschlag wird ohne weitere Aussprache einstimmig gebilligt.

TOP 5: Entlastung des Hauptvorstandes

Auf Antrag von Prof. Dr. Rainer Wimmer wird der Hauptvorstand – bei Enthaltung der Betroffenen – entlastet.

TOP 6: Wahl der Rechnungsprüfer

Als Rechnungsprüfer werden Dr. Gerhard Imgrund und Karlheinz Liebig einstimmig im Amt bestätigt.

TOP 7: Beratung über Anträge

Es wurden keine Anträge eingereicht.

Der Hauptvorstand schlägt folgende Personen für die Wahl in den Gesamtvorstand vor: Dr. Viola Bolduan, Armin Conrad, Dr. Volkmar Giesler,

Dr. Bettina Lange-Klein, Rainer Novak und Dr. Werner Scholze-Stubenrecht. Außerdem empfiehlt er die Neuwahl der ehemaligen Zweigvorsitzenden Georg-Heinz Gärtner, Dr. Nina Golikova, Prof. Dr. Wilhelm Schellenberg, PD Dr. Bernd Skibitzki und Mgr. Eliška Vitkova. Der Hauptvorstand beantragt ferner, folgende Personen für den Gesamtvorstand wiederzuwählen: Prof. Dr. Gerhard Augst, Dr. Renate Baudusch, Eva-Maria Baxmann-Krafft, M. A., Prof. Dr. Dr. h. c. Armin Burkhardt, Margot Dietrich, Prof. Dr. Jürgen Eichhoff, Prof. Dr. Ernst Eichler, Prof. Dr. Albrecht Greule, Dr. Gerhard Imgrund, Prof. Dr. Wolfgang Mieder und Dr. Matthias Wermke. Alle Genannten werden einstimmig gewählt.

TOP 8: Berichte aus den Zweigen

Der wissenschaftliche Berater der Zweigvereine, Dr. Lutz Kuntzsch (Geschäftsstelle), gibt einen allgemeinen Bericht zu den Zweigvereinen. Im laufenden Jahr 2010 konnten bisher neu gegründet werden: Freiburg, Koblenz, Nijmegen und – durch Professor Hoberg – der 100. Zweigverein in London. Dr. Kuntzsch dankt allen ehrenamtlich tätigen Zweigvorsitzenden für ihr Engagement. Über die Arbeit in ihren Zweigen berichten: Prof. Dr. Dagmar Blei (Dresden), Dr. Kornelia Pollmann (Magdeburg), Prof. Dr. Ulrich Ammon (Westliches Ruhrgebiet), Dr. Liane Müller (Luxemburg), Dr. Renate Freudenberg-Findeisen (Trier) und Prof. Mag. Hermann Möcker (Wien).

TOP 9: Verschiedenes

Stephanie Thieme (Leiterin des Redaktionsstabs beim Deutschen Bundestag und des Redaktionsstabs Rechtssprache beim Bundesministerium der Justiz) berichtet über die Arbeit in den Redaktionsstäben. Prof. Dr. W. Christian Lohse (Regensburg) nimmt darauf Bezug und

unterstreicht das schwierige Verhältnis zwischen Juristinnen und Juristen einerseits und Rechtslinguistinnen und -linguisten andererseits. Margot Dietrich (Wiesbaden) erkundigt sich bei der Leiterin der Redaktionsstabe nach den Fortschritten auf dem Gebiet des geschlechtergerechten Formulierens der Rechtstexte.

Die neuen Angestellten in der Geschäftsstelle der GfdS stellen sich vor: Dirk Bartsch (Buchhaltung) und Ulrike Baumgart (Sekretariat und Mitgliederverwaltung).

Professor Hoberg schlägt vor, die nächste Gesamtvorstandssitzung im Mai oder Juni 2011 in Wien abzuhalten, auch, um zu verdeutlichen, dass es sich bei der GfdS um keine Vereinigung ausschließlich für die Bundesrepublik Deutschland handelt. Der Vorschlag wird einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende dankt allen, die an der Mitgliederversammlung teilgenommen haben, sowie den ehrenamtlich für die GfdS Tätigen, den hauptamtlichen Angestellten und der Geschäftsführerin.

Er schließt die Sitzung um 13.05 Uhr.

Wiesbaden, 20. Mai 2010

Prof. Dr. Rudolf Hoberg

Vorsitzender

Prof. Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Geschäftsführerin

Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht. Grundlagen – Ansätze – Praxis

Zweig Mailand. Am 15. Oktober 2009 fand an der Katholischen Universität Mailand unter der Schirmherrschaft des Deutschen Generalkonsulats ein internationaler Studientag statt, der sich mit dem Thema »Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht. Grundlagen – Ansätze – Praxis« beschäftigt hat. Eingeladen hatten neben der Università Cattolica del Sacro Cuore das Goethe-Institut Mailand, das Dipartimento di

Studi Interdisciplinari su Traduzione, Lingue e Culture (SITLeC) der Universität Bologna in Forlì, die Zweigstellen der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) in Mailand (Sandro M. Moraldo) und Rom (Ursula Bongaerts) und die Casa di Goethe (Rom). Auch das Institut für Deutsche Sprache (Mannheim) und der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) unterstützten die Tagung. Organisiert und konzipiert wurde der internationale Studententag – unter der wissenschaftlichen Leitung von Sandro M. Moraldo (Bologna, Forlì) – von Adrian Lewerken (Mailand), Federica Missaglia (Mailand).

Im Mittelpunkt der Veranstaltung, die eine Brücke schlagen sollte zwischen der Wissenschaft und der Praxis des Deutschunterrichts und von Federica Missaglia moderiert wurde, standen gleich mehrere Fragen. Zum einen wollte sie einführen in die theoretischen und methodologischen Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache, zum anderen der Integration der gesprochenen Sprache in die Grammatikschreibung nachgehen und schließlich die Bedeutung der Gesprochene-Sprache-Forschung (GS-Forschung) für den Fremdsprachenunterricht eruieren.

Nach der Begrüßung durch die Dekanin der Neuphilologischen Fakultät, Luisa Camaiora, und Giovanni Gobber, Ordinarius für germanistische Linguistik und Leiter der Deutsch-Abteilung an der Katholischen Universität Mailand, eröffnete der Deutsche Generalkonsul in Mailand, Jürgen Bubendey, die Veranstaltung. Er unterstrich in seiner Rede nicht nur die sehr guten nachbarschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, sondern auch die Tatsache, dass Deutsch die meistgesprochene Sprache in Europa sei und sie von über 100 Millionen Menschen als Muttersprache gesprochen werde. Er dankte den Organisatoren dafür, dass sie sich mit der Tagung für die

Verbreitung und Förderung von Goethes Idiom in Italien einsetzten.

Mit seinem Vortrag »Gesprochene Sprache im DaF-Unterricht« leitete Sandro M. Moraldo den wissenschaftlichen Teil der Tagung ein. Im Fokus seiner Darstellungen stand die Tatsache, dass die Erforschung der gesprochenen Sprache in den letzten Jahren in zentralen Bereichen (u. a. Syntax, Lexik, Aussprache, Idiomatik) zu erheblichen Fortschritten und weithin konsensfähigen Ergebnissen geführt habe. Dementsprechend gab sein Vortrag eine Einführung in die aktuelle Diskussion zur Grammatik der gesprochenen Sprache und ihrer Bedeutung für den Fremdsprachenunterricht. Thematisiert wurde die Tatsache, dass sich Fremdsprachenunterricht – bis auf wenige Ausnahmen – nach wie vor in erster Linie auf Schriftlichkeit stütze. So würden z. B. in Lehrbüchern Sprachformen in Dialogen fast ausschließlich den Normen der Schriftsprache angeglichen. Hier scheine sich aber eine Wende abzuzeichnen. So könne die Diskussion um die Einbeziehung der Befunde der GS-Forschung in die Grammatikschreibung des Deutschen schon erste Ergebnisse vorweisen, wie das Kapitel »Gesprochene Sprache« (geschrieben von Reinhard Fiehler) in der Duden-Grammatik 2005, auch wenn deren Umsetzung im Rahmen von Lehrwerken (besonders denen des DaF-Unterrichts) nach wie vor ein Desiderat darstellt.

Daran anknüpfend problematisierte Reinhard Fiehler (Mannheim) mit seinem Beitrag »Die Besonderheiten gesprochener Sprache« die Frage »Gehören sie in den DaF-Unterricht?« Er verdeutlichte, dass die gesprochene Sprache sich erheblich stärker von der geschriebenen unterscheide, als es zunächst den Anschein habe. Das schriftsprachlich geprägte Sprachbewusstsein verhindere, dass diese Verschiedenheit

deutlich hervortritt. Die Unterschiede, die sich auf allen sprachlichen Ebenen zeigen, wurden vom Referenten exemplarisch beschrieben. Ein weiteres Problem für eine gegenstandsangemessene Erfassung der gesprochenen Sprache bestehe seiner Meinung nach darin, dass die schriftsprachlich geprägten (grammatischen) Analyse- und Beschreibungskategorien (Satz, Ellipse, Linksherausstellung etc.) für die Beschreibung von Phänomenen der gesprochenen Sprache nur bedingt tauglich seien und vielfach erst hineininterpretiert werden müssten. Abschließend reflektierte er, welche Konsequenzen die Tatsache, dass die Unterschiede zwischen gesprochener und geschriebener Sprache deutlich größer sind als angenommen, für den DaF-Unterricht haben könne oder müsse.

Im Anschluss daran referierte Andrea Bachmann-Stein (Bayreuth) zum Thema »Authentische gesprochene Sprache im DaF-Unterricht – Pro und Contra«. Zwar gebe es in der DaF-Forschung schon seit längerer Zeit die Forderung nach dem Einsatz authentischer gesprochener Sprache im Unterricht, die praktische Umsetzung stelle jedoch nach wie vor ein Desiderat dar. Die mündlichen Äußerungen der Fremdsprachenlerner würden noch immer häufig durch die Brille der Schriftsprache betrachtet. Dennoch sei es unstrittig, dass zur Ausbildung des übergeordneten Lernziels der kommunikativen Kompetenz auch gesprächslinguistisches Wissen zu vermitteln sei. Der Vortrag ging zudem der Frage nach, vor welche Probleme sowohl Lehrende als auch Lerner gestellt werden, wenn im DaF-Unterricht zur Ausbildung der Gesprächskompetenz authentische mündliche Kommunikation eingesetzt wird, und wie authentische mündliche Kommunikation erfolgreich genutzt werden kann, um

die Gesprächskompetenz der Lerner auszubilden und zu fördern.

Der Vortrag von Wolfgang Imo (Münster) »Rede« und »Schreibe«: Warum es Sinn macht, im DaF-Unterricht beides zu vermitteln« zeigte den Zusammenhang zwischen gesprochener Sprache und computervermittelter Kommunikation auf. Konzeptionell mündliche Strukturen (die »Rede«), so der Referent, stellten den Hauptteil unserer Sprachverwendung dar. Das sei natürlich für den Bereich der gesprochenen Alltagssprache eine banale Feststellung. In den letzten Jahren hätten sich diese Strukturen aber auch auf einen Bereich ausgebreitet, der eigentlich eher mit der »Schreibe« assoziiert sein müsste: der computervermittelten Kommunikation im Internet. Aufgrund dieser heutigen Dominanz und Relevanz der »Rede« gegenüber der »Schreibe« erscheine es seiner Meinung nach angebracht, auch im Fremdsprachenunterricht die gesprochensprachlichen Kommunikationsstrukturen zu lehren, um den DaF-Lernerinnen und -Lernern die Kompetenzen zu vermitteln, je nach Kontext angemessen kommunizieren zu können. Anhand von Beispielen aus der gesprochenen Sprache und aus »Gesprächen« in Foren zeigte er schließlich, wie eine solche Vermittlung aussehen könnte und worin ihr Vorteil besteht.

Abschließend gab Stephan Stein (Trier) mit dem Thema »Gesprochene Sprache aus lexikalischer Sicht: Interaktionssignale« einen Überblick über die verschiedenen Formen und Funktionen gesprächstypischer lexikalischer Mittel, die unter dem Begriff »Interaktionssignal« zusammengefasst werden. Mit der Bezeichnung »Interaktionssignal« werde an bereits in den 1980er Jahren (unter dem Begriff »Gesprächswort«) unternommene, jedoch erfolglos gebliebene Versuche angeknüpft, das gesamte Spektrum der für Gespräche

bzw. mündliche Interaktion relevanten gesprächsorganisatorischen lexikalischen Einheiten zu erfassen. Ziel seines Vortrags war es, anhand authentischer Beispiele aus Alltagsinteraktionen die Relevanz der verschiedenen Signale (von einfachen tonalen Signalen wie »hm« bis zu komplexen formelhaften Einheiten wie »wenn ich das sagen darf«) für den reibungslosen Ablauf von Interaktion zu verdeutlichen und die Interaktionssignale, differenziert nach textuell-pragmatischen Funktionsbereichen, zu charakterisieren.

Im Anschluss an die theoretischen Überlegungen des Vormittags wurden am Nachmittag drei Workshops angeboten, organisiert von Adrian Lewerken, dem Leiter der Bildungskoope-ration Deutsch am Goethe-Institut Mailand. Im Workshop von Andrea Bachmann-Stein »Was können Fremdsprach-ler an authentischer gesprochener Sprache lernen?« wurde an die theoretischen Darlegungen des Vortrags angeknüpft und anhand von Beispielmateriale gezeigt, welche Vorteile authentische mündliche Kommunikation in konkreten Unterrichtseinheiten bietet. Dazu wurden konstruierte Dialoge aus unterschiedlichen Lehrwerken mit authentischen Texten verglichen, um die Unterschiede (z. B. Gestaltung von Gesprächsrändern, Anakoluthe, Herausstellungen, Reparaturen, Interaktionssignale) gemeinsam zu erarbeiten und zu diskutieren. Ziel des Workshops war es, Konzepte für Unterrichtseinheiten zu entwickeln, unter Berücksichtigung unterschiedlicher Lernerniveaus. Carel von der Burg (Amersfoort) präsentierte in seinem Workshop »Sprechen üben – auch in großen Gruppen?!« Modelle und Arbeitsformen, mit denen man in großen Gruppen Sprechfertigkeit in der Fremdsprache üben kann. Theoretischer Hintergrund, Arbeitsformen, die Organisation von Sprechfertigkeit im Unterricht und konkrete Beispi-

le standen im Zentrum seiner Arbeit. Christina Gentzik (Goethe-Institut Mailand) stellte schließlich in »Aktuelle Popmusik im Deutschunterricht« unterschiedliche Didaktisierungsmöglichkeiten von Musik im Unterricht vor und gab auch einen Überblick über die aktuelle deutsche Musikszene, wobei die Auswahl der Gruppen und Lieder auf die Unterrichtspraxis in der Sekundarstufe I und II abgestimmt war.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Veranstalter mit dem Verlauf und den Ergebnissen des Studentages sehr zufrieden sein konnten. Knapp 120 Interessierte nahmen an der Tagung teil und diskutierten mit den Referenten über die Umsetzung der Erkenntnisse der GS-Forschung in die Praxis des DaF-Unterrichts, insbesondere den Einsatz authentischer gesprochener Sprache. *Sandro M. Moraldo*

Chinesisch-deutscher Kulturvergleich

Zweig Berlin. Am 3. Februar hielt Prof. Dr. Barbara von der Lüh, Vorsitzende des Zweigvereins Hangzhou, vor den Mitgliedern der Zweigstelle Berlin einen Vortrag zum Thema »Zum China-Stereotyp in Franz Lehars Operette ›Das Land des Lächelns‹«. In ihrer aufschlussreichen Darlegung ging es um die China-Bilder und -Klischees im Libretto und in der Musik der multikulturellen Operette von Lehar. Analysiert wurden die Entstehungsgeschichte der Operette, die weltweite Verbreitung in verschiedenen Medien und die Reaktionen auf Inszenierungen des Werkes seit der Uraufführung im Jahr 1929 bis in die Gegenwart. Des Weiteren beschäftigte sich Professorin von der Lüh auch mit der Frage nach den Ursachen des Erfolgs, die zu einer so nachhaltigen Wirkung von Franz Lehars »Land des Lächelns« führten

Die anschließende Diskussion erfreute sich einer regen Teilnahme. *GfdS*

Gedenken an Victor Klemperer

Zweig Dresden. Am 11. Februar 2010 hatten wir – gemeinsam mit der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek (SLUB) und der Technischen Universität Dresden zu einer Gedenkveranstaltung anlässlich des 50. Todestages von Victor Klemperer eingeladen.

Schon 2003 waren unsere Mitglieder und Freunde des Dresdner GfDS-Zweiges in einer Lesung mit dem Schauspieler Jürgen Stegmann von den Landesbühnen Sachsen mit der LTI (Lingua Tertii Imperii – Die Sprache des Dritten Reiches) vertraut gemacht worden. Damals lag der thematische Schwerpunkt bei den Sprachbeispielen und -analysen, die der Philologe Victor Klemperer als kritischer Zeitzeuge und akribischer Beobachter nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland registrierte, um sie als Spiegelung von Denkhaltungen und Instrument geistiger Manipulation zu entlarven.

Nunmehr stand die gesamte Persönlichkeit des Romanisten, Hochschullehrers und Dresdner Bürgers im Mittelpunkt einer Gedenkveranstaltung, die auf die Wirkung authentischer Selbstaussagen Klemperers setzte, um einerseits die Öffentlichkeit näher mit dem wechselvollen Leben und Wirken des zu Ehrenden bekannt zu machen und andererseits auf dessen Nachlass zu verweisen, der sich seit 1977 komplett im Bestand der SLUB befindet.

Für die Gedenkveranstaltung waren Lesungen aus den Tagebüchern von 1933 bis 1959 vorgesehen, deren Textauswahl Prof. Dr. Rosemarie Gläser besorgte. In Gänze gaben sie ein beredtes Zeugnis darüber ab, was der jüdische Ordinarius, Professor Dr. Victor Klemperer, während der Naziherrschaft durch Berufsverbot, Entzug von Bürgerrechten und seelischer Demütigung erleiden musste und wie er nur

mit Hilfe seiner arischen Frau Eva diese Zeit überleben konnte. Auch all seine Hoffnungen auf ein demokratisches Deutschland nach dem 2. Weltkrieg blieben weitgehend unerfüllt. Seine Enttäuschung darüber fasste er in dem programmatischen Titel seiner späten Tagebuchnotizen mit den Worten zusammen: »So sitze ich denn zwischen allen Stühlen.«

Die jeweiligen Präsentationen aus den Tagebüchern verlasen: Prof. Dr. R. Gläser (1933–1945), Prof. Dr. Helmut Liebsch (1945–1949) und Prof. Dr. Dagmar Blei (1950–1959). Die Lesetexte waren in ein Rahmenprogramm eingebettet. Es bestand aus den Begrüßungsworten des Leiters der Abteilung Sammlungen (Frank Aurich), einer Würdigung des Linguisten Victor Klemperer durch den Dekan der Fakultät Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften (Prof. Dr. Karl-Heinz Jakob), beeindruckenden Filmausschnitten/Fotos aus der SLUB-Fotothek (mit Kommentaren von Perk Loesch), einer Demonstration des Digitalisierungskonzeptes der Tagebücher (Frank Aurich) sowie stimmungsvollen Musikstücken von Ludwig van Beethoven (Romanze für Violine und Orchester) und Robert Schumann (Konzert für Klavier und Orchester 1. und 3. Satz).

Den feierlichen Rahmen bildete der SLUB-Vortragssaal mit seiner ausgezeichneten Akustik und funktionalen Ausstattung, der etwa 250 Gäste in eine erwartungsvolle Stimmung versetzte und im Nachhinein die Möglichkeit bot, die Originaltexte und Bilder von Victor Klemperer in den Ausstellungsvitrinen zu besichtigen.

Am Ende dankten die Veranstalter der anwesenden hochbetagten Dr. Hadwig Klemperer mit Worten und Blumen unter dem Beifall aller. Er galt auch denen, die für die Vorbereitung und den reibungslosen Ablauf dieser

in jeder Hinsicht gelungenen Gedenkveranstaltung gesorgt hatten.

Dagmar Blei

Wie mache ich (m)einen Text spannend? Ein prosodisches Problem

Zweig Halle. Fesselndes und spannendes Vortragen – das will gelernt sein. Genau dieser Thematik widmete sich der Vortrag von Prof. Dr. Eberhard Ockel am 24. März in der Stadtbibliothek Halle im Rahmen einer Veranstaltung des halleschen Zweiges der Gesellschaft für deutsche Sprache. Nach der Begrüßung durch die Leiterin der Stadtbibliothek, Dr. Hildegard Labenz, überließen sie und der Zweigvorsitzende der GfdS Halle, Dr. Klaus Almstädt, dem renommierten Sprechwissenschaftler das Wort. Ohne Mikrofon. Nicht durch die Lautstärke, sondern durch seine exakte Sprechweise war er für jeden Gast auch in der hintersten Reihe gut zu verstehen. Ein wirksames Mittel, um die Aufmerksamkeit des Publikums regelrecht herauszufordern. Im Verlauf seines Vortrages veranschaulichte Prof. Dr. Ockel, der bis zu seiner Pensionierung 2008 als Dozent an der Hochschule in Vechta tätig war und nach wie vor dort aktiv ist, eindrucksvoll alle weiteren Fertigkeiten, die notwendig sind, um einen Text als Sprecher oder Vorleser lebendig zu gestalten. Er konzentrierte sich vorrangig auf die Schlüsselrolle des Vorlesers als Vermittler zwischen Text und Zuhörer. Eine oft schwierige Aufgabe, welche auch für einen erfahrenen Sprechwissenschaftler, der bereits zahlreiche Publikationen veröffentlichte, immer wieder eine Herausforderung darstellt. Mit seinen detailreichen Ausführungen regte er das Publikum dazu an, über die eigenen Lesevorlieben und -gewohnheiten nachzudenken, sich laut dazu zu äußern und so die eigene Art und Weise des Sprechens zu überprüfen. Prof. Dr. Ockel ließ die Gäste an sei-

nem Fundus an Erfahrungen aus seiner über dreißigjährigen Lehrtätigkeit in der Erwachsenenbildung und seinem Mitwirken als Juror in Vorlese- und Rezitationswettbewerben teilhaben. Sein Engagement gilt der Förderung individueller Sprecherziehung und der notwendigen Popularisierung der Sprechwissenschaften in Deutschland. Mit dem Beifall der Zuhörer und den dankenden Worten von Frau Dr. Labenz endete ein nicht nur sprechrhythmisch einwandfreier Abend.

Barbara Stenzel/Andreas Almstädt

»Verfällt« die deutsche Sprache?

Zweig Wiesbaden. Das Reizwort hat gewirkt, obwohl die Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) nur eine Frage formuliert hatte: »Verfällt« die deutsche Sprache?« Das wollten am 30. März sehr viele Zuhörerinnen und Zuhörer im Roten Salon des Literaturhauses erfahren. Diejenigen, die insgeheim die Frage für sich selbst bereits positiv beantwortet haben mögen, wurden freilich gründlich enttäuscht. Der Mannheimer Germanist und Linguist Professor Rainer Wimmer legte nämlich sachlich und – trotz Arbeitspapiers – sympathisch in freier Rede dar, warum es um einen »Verfall« von Sprache überhaupt nicht gehen kann.

Denn Sprache ist kein Bauwerk, dessen Tragstützen willentlich errichtet worden wären und entsprechend auch wieder abgesägt werden könnten. Sprache ist allerdings auch kein organisches Naturgewächs, wovon noch das 19. Jahrhundert ausging. Wenn weder Artefakt noch Naturereignis, dann bleibt nur noch eine dritte Art, das Phänomen Sprache zu erklären. So lautete das Denkresultat des Vortragenden nach rund 70 Minuten. Auf dem Weg dorthin machte Wimmer die Wandelbarkeit von Sprache in ihrer Geschichtlichkeit deutlich und verwies darauf, dass auch Misch- oder Jugendsprache nichts Neu-

es ist. Schon Cicero klagte in Rom; Pidgin diente schon immer als Verständigungsmittel zwischen zwei Sprachkulturen. Und: »Welche Erweiterung erfährt eine Sprache, wenn nicht durch Kontakt?« Die Frage war rhetorisch. Englisch lebt von romanisch-germanischem Wortschatz; das Deutsche hat sich Begriffe u. a. aus dem Griechischen, Lateinischen, Französischen einverleibt. Und zur Beurteilung gegenwärtiger Anglizismen: »Es hält sich kein Wort, wenn es nicht gebraucht wird.« *Kids* zum Beispiel spezifiziert und meint damit etwas anderes als *Kinder*. Anglizismen-Abwehr aber ist unter Deutschen weit verbreitet.

Diese sprachpuristische Haltung erklärt Wimmer historisch. Die späte deutsche Nation definiert sich über ihre Sprache und bringt Ende des 19. Jahrhunderts dann eben auch den »Fremdwort-Jagdverein« (Allgemeiner Deutscher Sprachverein) hervor. Die GfdS als Nachfolgerin arbeitet auf anderer Basis.

Welche Worte – seien es Entlehnungen oder Neuschöpfungen – eine Sprache aufnimmt, entscheidet der Gebrauch. So, wie ein Trampelpfad nicht angelegt, aber benutzt wird eben: »wie von unsichtbarer Hand«. Was heute als Verstoß gegen etabliertes Regelwerk angesehen wird, »kann die Regel von morgen sein«.

Das Fazit des Referenten: Die nicht manipulierbare Wandelbarkeit von Sprache birgt sowohl »Schwierigkeiten« wie auch eine große »Chance«.

Viola Bolduan,

Wiesbadener Kurier 1. April 2010

Deutsch-ukrainische Kulturbeziehungen – die deutsche Sprache 20 Jahre nach Perestroika und Wende

Zweig Kiew. Am Dienstag, den 6. April 2010 veranstaltete die Gesellschaft für Deutsche Sprache in der Kiewer Na-

tionaluniversität Taras Schewtschenko das internationale Symposion, das dem Thema »Deutsch-ukrainische Kulturbeziehungen – die deutsche Sprache 20 Jahre nach Perestroika und Wende« gewidmet war.

Zur Eröffnung des Symposions begrüßte Dr. Jewgenia Timtschenko, Vorsitzende des Zweigvereins Kiew der GfdS, alle deutschen und ukrainischen Gäste. Daraufhin übernahm Dr. Iwan Soiko, Leiter des Lehrstuhls für Germanistik, die freundliche Einführung.

Im Rahmen des Beitrags »Als Deutschlehrer in der Ukraine – zu Wendezeiten und heute« hob Dr. Lutz Kuntzsch, Leiter der Sprachberatung und Koordinator der Zweigvereine, die bisherigen Leistungen in der Zusammenarbeit mit der Nationaluniversität Taras Schewtschenko hervor und überreichte Frau Dr. Timtschenko die Duden-Ausgabe »Was ist gutes Deutsch? Studien und Meinungen zum gepflegten Sprachgebrauch« als Geschenk. Dr. Kuntzsch gab auch einen kurzen Überblick über einzelne Neuigkeiten in der deutschen Sprache, beispielsweise über die Wörter und Unwörter des Jahres 2009.

Dr. Switlana Iwanenko sprach über das TestDaF-Zentrum (Test Deutsch als Fremdsprache) in Kiew. Die Situation rund um den TestDaF hat sich während der letzten Jahre positiv verändert, und so ist er jetzt nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich, der Schweiz und in anderen deutschsprachigen Ländern anerkannt. Frau Dr. Iwanenko berichtete über die Tests onDaF, inDaF, TestAS und DUO, die vom Testzentrum angeboten werden. Mit dem onDaF können Deutschkenntnisse von Nichtmuttersprachlern sehr schnell und unkompliziert überprüft werden. Der inDaF ist ein Lückentext, dessen Aufbau dem C-Test-Prinzip folgt. Teilnehmende haben die Aufgabe, in jedem Text die Lücken korrekt zu ergänzen und es gibt genau einen Punkt



V. l. n. r.: Dr. Iwan Soiko, Lehrstuhlleiter; Anja Siebert, DAAD; Elke Kiesewalter, ZfA; Kristina Pavlovič, Goethe-Institut; Dr. Jewgenia Timtschenko, Zweigvorsitzende; Dr. Lutz Kuntzsch, GfdS
Foto: Kristina Fetova

für jede richtige Lösung. Alle Schritte und zugehörigen Komponenten dieses Tests sind online-gestützt, d. h., alles läuft per Internet ab. Der Vorteil dieses Tests ist auch, dass man sofort das Zertifikat ausdrucken kann.

Seit 2005 gibt es einen neuen TestAS. Er wurde im Auftrag des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) vom ITB Consulting und TestDaF-Institut entwickelt und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert. Der TestAS ist ein standardisierter Studierfähigkeitstest für ausländische Studierende, wird auf Deutsch und Englisch angeboten und besteht aus drei Teilen: einem online durchgeführten Sprach-Screening, dem Kerntest und dem studienfeldspezifischen Testmodul sowie den studienfeldspezifischen TestAS-Modulen. Anhand des Ergebnisses können ausländische Interessenten für sich selbst gut einschätzen, ob das Studium an einer deutschen Hochschule in der gewünschten Studienrichtung oder im ausgewählten Studiengang das Richtige für sie ist.

Danach berichtete Frau Dr. Iwanenko über das DUO-Programm (Deutsch-Uni Online). Mithilfe dieses Programms kann man per Internet mit deutschen Lehrern die deutsche Sprache lernen.

Das DUO ist modular aufgebaut und auf Studierende, Berufstätige sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zugeschnitten. Die Lerninhalte sind immer aktuell und multimedial, so dass damit alle Sprachfertigkeiten trainiert werden können.

Dr. Maria Iwanytska schilderte in ihrem Vortrag die Situation des Erlernens der deutschen Sprache in der Ukraine vor und nach der Wende. Früher habe es sehr wenige Auslandskontakte und auch keine Perspektiven für den Fremdspracherwerb gegeben. Heutzutage sehe die Situation schon ganz anders aus. Der Deutschunterricht werde in den Schulen vertieft praktiziert, die Kontakte zwischen den Schulen seien stärker und werden vom Goethe-Institut unterstützt. Frau Dr. Iwanytska erklärte auch die Probleme, an denen man jetzt arbeiten solle und müsse. Das erste ist, dass es wenige Schulen gibt, in denen Deutsch als erste Fremdsprache angeboten wird. Normalerweise ist Englisch die erste Fremdsprache und Deutsch wird eher vernachlässigt. Unsere Aufgabe sei, jetzt noch mehr zu informieren, damit das Interesse an der deutschen Sprache steigt. Das zweite Problem ist, dass nicht alle Lehrer neue Lernmethoden benutzen wollen, diese werden von ihnen einfach nicht akzeptiert. Was die deutschsprachige Literatur anbetrifft, so hat sich die Situation auch hier verändert. Vor der Wende gab es nur Bücher von DDR-Autoren, heute kommen auch Bücher von Autoren hinzu, die zu Zeiten der Sowjetunion verboten waren. Das Arbeitsmaterial und die Lehrbücher sind heutzutage neuer und entsprechen den Anforderungen des Bologna-Prozesses.

Im thematischen Block »Die deutsche Sprache in der Ausbildung« wurden ausführlich die Aktivitäten der Mittler für die deutsche Sprache in der Ukraine präsentiert.

Elke Kiesewalter stellte die Aufgaben der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen (ZfA) vor. Der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit liegt vorrangig in der Vorbereitung und Durchführung der Prüfung für das Deutsche Sprachdiplom der Kultusministerkonferenz (DSD II), nach deren Bestehen die sprachlichen Voraussetzungen für ein Hochschulstudium in Deutschland für die ukrainischen Schülerinnen und Schüler als erfüllt gelten. Darüber hinaus werden in den Schulen Schulpartnerschaften gefördert, Lehr- bzw. Lernmittel gestiftet, deutsche Traditionen gepflegt und verschiedene Projekte (z. B. »Jugend debattiert«) umgesetzt. In Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut, dem DAAD und dem Pädagogischen Austauschdienst (PAD) sowie der Robert-Bosch-Stiftung werden in den Schulen auf diese Weise u. a. die Grundlagen für eine spätere fundierte akademische Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache geschaffen.

Kristina Pavlovič vom Goethe-Institut Kiew betonte in ihrer Rede die hervorragende Rolle und den hohen Stellenwert der Sprachen allgemein und der deutschen Sprache insbesondere in der modernen globalisierten Welt. Das Goethe-Institut fungiert in der Ukraine als einer der wichtigsten Multiplikatoren der deutschen Sprache und Kultur. Sein Einfallsreichtum und die Vielfalt seiner Angebote, die von Sprachkursen über Ferienakademien bis hin zu Literaturlesungen reichen, fallen besonders auf. Die neusten interaktiven Online-Entwicklungen »Die Stadt der Sprachen« und »Linie E« zu den Sprachen der Welt und Europas zeugen außerdem eindeutig davon, dass die DaF-Vermittlung heute nicht nur sehr effektiv ist, sondern auch außerordentlich kreativ aussehen kann.

Der Vortrag der DAAD-Sprachassistentin an der Ukrainischen Nationaluniversität Taras Schewtschenko

Anja Siebert war in Form einer kleinen Zeitreise durch die deutsch-ukrainische Geschichte nach Perestrojka und Wende mit Blick auf die Rolle des DAAD gestaltet. Seine finanzielle und ideelle Förderung verfolgt stets das Ziel, das aktuelle Deutschlandbild zu vermitteln. Die gewaltigen Investitionen u. a. in Stipendien- und Lektorenprogramme stellen einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zum Gedeihen der ukrainischen Germanistik dar.

Abschließend gab es bei einem Umtrunk die Gelegenheit, in einer gemütlichen Gesprächsrunde interessiert den Geschichten von ehemaligen Absolventen der Universität und berufserfahrenen Kolleginnen und Kollegen zu lauschen. Dabei war zu erfahren – nach einem treffenden Ausdruck von Nadeshda Newolina – »was Deutsch mit einem alles machen kann«. Sie erzählte von ihren einige Jahrzehnte währenden Erfahrungen mit dem Deutschen auf verschiedenen Gebieten. Ludmilla Bulawtschik und Viktor Masluk, die vor ca. 15 Jahren die Hochschule absolvierten, berichteten über die Erfahrungen mit der Fremdsprache im Beruf – in der freien Wirtschaft und in einem Ministerium. Schließlich legte Ludmila Omeltschenko in humorvoller Weise dar, wie sie fast 40 Jahre mit der Sprache »in deutschen (diplomatischen) Diensten« stand und hier alle Höhen und Tiefen erlebte. Die Sitzungen und Preisausschreiben der GfDS seien für sie als Rentnerin von besonderem Interesse.

Das Internationale Symposium »Deutsch-ukrainische Kulturbeziehungen« anlässlich des zehnjährigen Jubiläums des Zweigvereins Kiew der Gesellschaft für deutsche Sprache hat wieder einmal vor Augen geführt, wie gut das Deutsche in der Ukraine trotz aller wirklichen und vermeintlichen Gefahren aufgehoben ist. Es lässt sich mit Zuversicht die Hoffnung darauf äußern,

dass dies auch weiterhin der Fall sein wird und in Zukunft noch weitere Jubiläumsfeiern begangen werden können. Allen daran Beteiligten und insbesondere der Kiewer Zweigstelle der Gesellschaft für deutsche Sprache gelten daher unsere herzlichsten Wünsche guten Gelingens und frohen Schaffens!

Irena Shikida/Valerija Vovk

Sprachkontakt- und Sprachkonfliktforschung

Zweig Brüssel. Am 21. April hatte der Brüsseler Zweig der Gesellschaft für deutsche Sprache, der an der Vrije Universiteit Brussel seinen Sitz hat, Herrn Prof. Dr. Jeroen Darquennes von den Facultés Universitaires Notre-Dame de la Paix in Namur für einen Vortrag zum Thema »Sprachkontakt- und Sprachkonfliktforschung im deutschsprachigen Raum: ihr Beitrag zur Weiterentwicklung einer europäischen Sprachenpolitik« eingeladen. Der auf den ersten Blick etwas trocken anmutende Gegenstand gab Anlass zu einem interessanten Vortrag über die Sprach(en)politik der Europäischen Union.

Es gibt in Europa 150 einheimische Sprachen. Das ist wenig in Anbetracht der unzähligen Sprachen, die überall in der Welt gesprochen werden, doch der Schutz dieser einheimischen Sprachen steht auf der europäischen Agenda an hoher Stelle. Der Europarat ist sprachpolitisch tätig und war an der Entwicklung verschiedener sprachpädagogischer Materialien des Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens sowie eines Programms zum Schutz autochthoner, also einheimischer Sprachen beteiligt.

Neben dem Europarat ist auch die EU und insbesondere die Europäische Kommission sprachpolitisch aktiv und zeigt, zumindest theoretisch, ein großes Interesse für Sprachfragen. In der Praxis beherrschen nur drei Arbeitssprachen den EU-Alltag: Englisch,

Französisch und (in geringerem Maße) Deutsch. Doch bereits seit Anfang der neunziger Jahre beschäftigt sich die EU-Kommission verstärkt mit den Implikationen des Fremdspracherwerbs. Seit der EU-Erweiterung im Jahr 2004 gehört auch die Mehrsprachigkeit (der Institutionen und der Bürger) zu ihren Interessenschwerpunkten.

Mit Situationen der Mehrsprachigkeit befassen sich die zwei Disziplinen, auf die Prof. Darquennes an diesem Abend einging: Kontaktlinguistik und Konfliktlinguistik. Die Kontaktlinguistik studiert die inner- und außerlinguistischen Aspekte von Situationen, in denen von Kontakt zwischen verschiedenen Sprachen die Rede ist. Sie befasst sich auch mit Sprachpolitik. Die Konfliktlinguistik geht davon aus, dass Sprachkontakt potenziell latente oder manifeste Konflikte bewirkt, denn Sprachen haben im Kontakt miteinander nur selten denselben Wert: Dieses Ungleichgewicht verursacht Konflikte, die – wie in Belgien – politisiert sein können.

Die Mehrsprachigkeit, die sich die EU-Sprachpolitik zum Ziel setzt, ist ein Begriff, der vielen Definitionen unterliegt: Mehrsprachigkeit kann individuell oder gesellschaftlich sein. Die EU-Bildungspolitik strebt offiziell vor allem individuelle Mehrsprachigkeit an. So sollte jeder EU-Bürger außer der eigenen Muttersprache (die ebenfalls ein unterschiedlich definierter Begriff ist) noch zwei oder mehr Fremdsprachen beherrschen. Nach Ansicht der EU würden auf diese Weise die Entfaltung der Persönlichkeit, die interkulturelle Kommunikation, das Verständnis anderer Kulturen, die berufliche Mobilität sowie neue Arbeitsmärkte gefördert.

Die Realität ist jedoch noch weit von diesem Ziel entfernt: Bei einer Umfrage gaben 44 % der befragten EU-Bürger an, über keine Fremdsprachenkenntnisse zu verfügen; 56 % wollen außer

der eigenen Muttersprache eine Fremdsprache beherrschen; 28 % sind zweier Fremdsprachen mächtig, und 11 % haben drei Fremdsprachen im Griff. Unter den beherrschten Fremdsprachen genießt erwartungsgemäß Englisch mit 38 % die Vorrangstellung. Es folgen mit je 14 % Deutsch und Französisch und mit je 6 % Spanisch und Russisch.

Die EU-Kommission überlässt gemäß dem Subsidiaritätsprinzip den Mitgliedstaaten die politische Entscheidung, welche Fremdsprachen in einem bestimmten Gebiet jeweils zu fördern sind. Allerdings versucht sie gemäß dem Prinzip der *consensual persuasion* in neueren Publikationen die Mitgliedstaaten subtil davon zu überzeugen, dass Mehrsprachigkeit erhebliche gesellschaftliche Vorteile bietet und dass es sinnvoll wäre, auch andere Sprachen als Englisch zu fördern. Etwa in der Unternehmenswelt sollen Englischkenntnisse derzeit durchaus ausreichend sein, während durch die fehlende Beherrschung anderer Sprachen Gewinnchancen verpasst würden. Generell wird betont, dass sich das Sprachangebot auf örtliche Gegebenheiten ausrichten soll. Das Konzept der Nachbarsprache soll (u. a. im Rahmen der Euregios) genutzt werden, um Mehrsprachigkeit zu stimulieren. Auch die Sprachen allochthoner, also verschiedener Bevölkerungsgruppen sollen genutzt werden, um die Palette des Fremdsprachenangebots zu erweitern.

Auch will die EU das Sprachbewusstsein fördern. Das Konzept der »language awareness« soll den Bürgern bewusst machen, dass Sprachenvielfalt zu unserem europäischen Erbe gehört. Dies geht mit einem Wandel von »balanced bilingualism« zu »dynamic bilingualism« einher: Wie man eine Sprache beherrscht, soll dem angestrebten Zweck und praktischen Gebrauch angemessen sein – denn nicht jeder braucht alle Sprachen für alle Zwecke.

Die Umsetzung dieser sprachpolitischen EU-Konzepte in die Praxis stellt die Forschung vor konkrete Fragen: Wie sieht die individuelle Mehrsprachigkeit der arbeitenden Bevölkerung etwa im deutschsprachigen Raum aus? Welche Sprachkenntnisse sollen nach dem Abitur, einem Hochschulstudium u. Ä. erwartet werden und warum? Hängt dies mit der persönlichen oder beruflichen Situation zusammen? Soll dies Auswirkungen auf das Sprachangebot in einer bestimmten Region haben? Wie lässt sich dies steuern? Lohnt es sich, in Grenznähe systematisch die Sprache des jeweiligen Nachbarlandes zur ersten Fremdsprache im Bildungswesen zu erklären? Welche Rolle können dabei die Euregios, differenzierte Unterrichtsmethoden, die Hochschulen usw. spielen?

Es wäre die Aufgabe der Politik, das Erlernen anderer Fremdsprachen als dem Englischen zu ermöglichen, aber vieles hängt auch mit der Einstellung der Studenten zusammen, mit dem Angebot der Erwachsenenbildung und mit der Unternehmenswelt. So schickt etwa Siemens seine Arbeitnehmer in den Produktionsstätten im Ausland in private Sprachschulen und hofft, dass sie auf diese Weise relativ schnell Deutschkenntnisse erwerben. Wichtig ist auch die Einstellung der Mehrheitsbevölkerung zu den Sprachminderheiten im jeweiligen Gebiet und wie diese behandelt werden.

Dem EU-Standpunkt, dass das Vorhandensein allochthoner Sprachen sprachpolitisch genutzt werden sollte, steht Prof. Darquennes skeptisch gegenüber. In der EU sind ca. 450 allochthone Sprachen vertreten. Sollten



Jeroen Darquennes

Foto: Philipp Bekaert

diese Sprachen einen behördlichen Status erhalten, so wäre dies im Vergleich zu autochthonen Minderheiten vermutlich problematisch. Denn während allochthone Sprachen überall in Europa in vergleichbaren sozialen Kontexten in Erscheinung treten und ähnliche Probleme kennen, leben autochthone Sprachgemeinschaften in vielen unterschiedlichen Situationen und Staatsmodellen. Außerdem stelle sich dann die Frage, ob man – wie etwa in Rumänien, wo die deutsche Mundart zugunsten des Standarddeutschen verschwindet – regionale Varietäten oder Standardsprachen fördern wolle.

Aus dem Publikum wurde über ein Experiment berichtet, das in den siebziger und achtziger Jahren in Paderborn durchgeführt wurde und aus dem sich ergab, dass das vorherige Erlernen der Plansprache *internacia lingvo* Esperanto das Erlernen weiterer Fremdsprachen erleichtert und beschleunigt. Es wurde auch die Frage aufgeworfen, warum das sprachpädagogisch interessante Projekt der Europaschulen nicht auf andere Schulsysteme erweitert wird. Der Abend endete mit einer lebhaften Diskussion über die Frage, ob die Integration türkischsprachiger Minderheiten in Deutschland über eigenständige, türkischsprachige Schulen oder über sprachliche Assimilation erreicht werden sollte.

Philipp Bekaert

Sprachpflege, Sprachkultur und Sprachpolitik in Österreich und Deutschland

Auf Anregung der Gesellschaft für deutsche Sprache und in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Sprachrat fand am 13. November 2009 in Berlin ein Symposium zum Thema »Sprachpflege, Sprachkultur, Sprachpolitik in deutschsprachigen Regionen außerhalb Deutschlands« statt (vgl. *Der Sprachdienst*, H. 1/2010, S. 10–16). Im

Anschluss daran gab es im Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien am 22. April 2010 ein Gespräch, zu dem der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Prof. Dr. Rudolf Hoberg, zusammen mit Prof. Dr. Rudolf de Cillia (Wien) eingeladen hatte. An ihm nahmen außer Hoberg und de Cillia Prof. Dr. Gerhard Budin, Dr. Jakob Ebner, Dr. Brigitte Ortner, Prof. Dr. Heinz-Dieter Pohl, Dr. Jutta Ransmayr, Prof. Dr. Richard Schrodtt und Dr. Robert Sedlacek teil. Es waren weitere Personen aus Österreich eingeladen, die aber aus Termingründen absagen mussten.

Ziel des Treffens war es zu überlegen, wie man auf den Gebieten der Sprachpflege, Sprachkultur und Sprachpolitik enger zusammenarbeiten könne. Die Teilnehmer stellten ihre Aktivitäten und Positionen kurz vor. In der anschließenden Diskussion ging es vor allem um zwei Fragen:

- Was kann und soll man bei der großen Dominanz des Englischen gemeinsam für die deutsche Sprache tun?
Die Vorrangstellung des Englischen in der heutigen internationalen Kommunikation wurde anerkannt, aber man war sich auch einig, dass alles getan werden muss, um die Vielsprachigkeit in Europa und in der Welt zu erhalten und in diesem Zusammenhang das Deutsche zu fördern, besonders in der Europäischen Union.
- Was kann und soll man für das österreichische Deutsch tun?

Alle Teilnehmer waren sich einig, dass das Österreichische im Rahmen eines plurizentrischen Konzepts eine völlig »gleichberechtigte« Variation des Deutschen ist. Allerdings werde dies außerhalb Österreichs zu wenig erkannt und diskutiert. Die Gesellschaft für deutsche Sprache könnte hier auf-

klärend wirken, denn sie hat 100 Zweige in vielen Ländern – auch zwei in Österreich – und in ihr sind alle Mitglieder und Zweige völlig gleichberechtigt. Es wäre sinnvoll, in Deutschland – etwa in Berlin – eine Tagung zu dieser Frage zu veranstalten, zu der eine breite Öffentlichkeit, vor allem auch Politiker, eingeladen werden sollten.

Ergänzende Anmerkung: Die Gesellschaft für deutsche Sprache hat auf ihrer Mitgliederversammlung am 8. Mai 2010 in Wiesbaden beschlossen, ihre Gesamtvorstandssitzung im nächsten Jahr in Wien abzuhalten. In diesem Zusammenhang könnte mit österreichischen Kolleginnen und Kollegen ein weiteres Vorgehen besprochen werden.

Rudolf de Cillial/Rudolf Hoberg

Zweig Prag hat eine neue Vorsitzende

Zweig Prag. Die Mitglieder der Prager Zweigstelle der GfdS haben diesmal in ihre Briefkästchen eine ungewöhnliche Einladung zur Veranstaltung des Zweiges am 25. Mai bekommen. Sie beinhaltete nicht nur eine Information über den Vortrag von Dr. Lutz Kuntzsch zum Thema »Wörter des Jahres, Jahrhundertwörter, Wanderwörter. Aktionen und Betrachtungen der Gesellschaft für deutsche Sprache«, sondern auch eine Mitteilung, dass an dem Abend im Goethe-Institut Prag die Wahl des oder der neuen Vorsitzenden stattfindet. Nicht alle Mitglieder folgten der Einladung; die dem Vortrag folgende Mitglieder-sitzung war jedoch beschlussfähig.

Am Anfang der Veranstaltung sprach Dr. Kuntzsch über den Zweck und die Aufgaben der Gesellschaft für deutsche Sprache. Das Anliegen, sich für die deutsche Sprache zu engagieren, demonstrierte er an zahlreichen Beispielen der Wortaktionen und -zugängen,



Dr. Vlasta A. Lopuchovská-Buresch (links), Mgr. Eliška Vítková

Foto: Benjamin Dorn

die die GfdS organisiert und durchgeführt hat. Unter anderem wurden einige der 100 deutschen Wörter des 20. Jahrhunderts den Teilnehmern vorgestellt. Der interessante Vortrag wurde durch Fragen abgerundet.

In seiner Eigenschaft als Zweigstellenberater bedankte sich Dr. Kuntzsch danach ganz herzlich bei Frau Mgr. Eliška Vítková für die mehr als sechsjährige Arbeit, die sie als Vorsitzende der Zweigstelle Prag geleistet hat, und stellte kurz die neue Kandidatin für diesen Posten, Dr. Vlasta A. Lopuchovská-Buresch, vor. Sie wurde einstimmig zur neuen Vorsitzenden gewählt. Frau Mgr. Vítková bleibt Ehrenvorsitzende des Prager Zweiges.

Nach der Wahl fand ein herzliches Gespräch aller Veranstaltungsteilnehmer bei einem Glas Wein statt, bei dem Ideen über weitere Tätigkeit des Zweiges ausgetauscht wurden. Diejenigen, die gekommen waren, gingen nicht mit leeren Händen nach Hause. Außer dem Vortragserlebnis nahmen manche von ihnen auch Bücher, Exemplare der Zeitschriften *Muttersprache* und *Der Sprachdienst* sowie Werbematerialien auf den Heimweg mit.

GfdS

Aussprache

Häufung von Doppelbuchstaben

(Auflösung der Preisaufgabe aus Heft 5/2009)

Ausgehend von dem Wort *Grippeerreger*, das durch drei »Buchstabenzwillinge« unmittelbar hintereinander auffällt, haben wir in der Preisaufgabe des Heftes 5/2009 unsere Leserinnen und Leser dazu angeregt, nach Wörtern mit vergleichbaren Anhäufungen von Buchstaben Ausschau zu halten und sie uns einzusenden.

Es erreichten uns wieder zahlreiche Vorschläge. Besonders viele Beispiele entfielen auf Straßennamen, die auf *-allee* enden – schon die *Allee* alleine weist ja bereits zwei Buchstabendoppelungen auf. Dies wird aber leicht übertroffen von der *Emmaallee* oder der *Werraallee* sowie der Aachener *Nizzaallee*, die offensichtlich weit über Aachen hinaus bekannt ist und von mehreren Teilnehmenden vorgeschlagen wurde. Auch die *Gorillaallee* in Jammerau sei hier in der Reihe der vielen Alleen noch erwähnt. Neben den Alleen gibt es im geografischen Bereich auch Seen, darunter die *Maasseen* mit einer schon beachtlichen Anzahl an Buchstabenzwillingen. Dies lässt sich aber durchaus noch steigern, wenn an den *Maasseen* *Maasseennippes* verkauft wird und sich für den *Maasseennippes* gar *Maasseennippessammler* finden.

Weitere Vorschläge waren *Brennessellaub* oder *Barrennummer*, die »die eingeprägte Nummer in Metallbarren bezeichnet«. Auch die *Vanilleessenz* oder die *Akkuummantelung* weisen eine auffallende Häufung an Doppelbuchstaben auf.

Unter den Einsendungen fanden sich auch einige Vorschläge, die zwar

im Internet tatsächlich zu finden sind, die aber vermutlich in keinem (auch fachsprachlichen) Wörterbuch nachgeschlagen werden können, so etwa die *Lollinnovation* als Bezeichnung für eine Süßwarenneuigkeit oder der *Lottoopponent*, unter dem sich selbst der Einsender nichts Genaueres vorzustellen vermag, wie er eingesteht.

Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für ihre Einsendungen. Die Preise wurden verlost. Freuen dürfen sich Regina Kohlmeyer, Dr. Peter H. Meurer und Thomas Rauers.
GfdS

Verleser und Verhörer

(Auflösung der Preisaufgabe aus Heft 6/2009)

In der Preisaufgabe des Heftes 6/2009 haben wir unsere Leserinnen und Leser gebeten, ihr Augenmerk auf sprachliche Fehlleistungen zu richten und uns interessante »Verleser« und »Verhörer« einzusenden.

Offensichtlich kommt es sehr oft vor, dass Menschen etwas anderes hören oder lesen, als eigentlich gesagt oder geschrieben wurde. Mehrere Einsender/-innen wiesen darauf hin, dass diesem Phänomen auch schon ein recht bekanntes Buch gewidmet wurde, das den Untertitel trägt »Kleines Handbuch des Verhörens«. Der Autor ist Axel Hacke, Kolumnist beim Magazin der Süddeutschen Zeitung, und der titelgebende Verhörer lautet – politisch völlig unkorrekt und inhaltlich auch recht widersinnig – »Der weiße Neger Wumbaba«. Gemeint, gesagt oder gesungen war eine Zeile des Volksliedes »Der Mond ist aufgegangen«, die eigentlich den Wortlaut »der weiße Nebel wunderbar« hat. Überhaupt haben nicht nur traditionelle Liedtexte vor allem bei Kindern ein erhebliches »Verhör-

Preisaufgabe

risiko«. Das Enkelkind einer Einsenderin konnte beispielsweise mit dem Städtenamen *Leverkusen* nichts anfangen und ersetzte ihn kurzerhand durch das wohl vertrautere Wort *Lebkuchen*. Aber natürlich sind auch Erwachsene nicht davor gefeit, sich zu verlesen oder zu verhören. Ein weiteres Beispiel den Text eines Liedes betreffend sandte uns Thomas Walker ein. Die Textzeile des Titels »Pflaster« der Gruppe »Ich + Ich« lautet: »Es tobt der *Hass da* vor meinem Fenster«, gehört wurde aber: »Es tobt der *Hamster* vor meinem Fenster.«

Bei allen Schwierigkeiten, die schon Muttersprachler des Deutschen gelegentlich haben, ist es nicht erstaunlich, dass Verleser und Verhörer auch bei Menschen auftreten, für die Deutsch eine Fremdsprache ist. Ein Einsender berichtete von einem englischen Muttersprachler, der den österreichischen Ortsnamen *St. Anton* beharrlich *Stanton* las und aussprach und damit bei seinen Fragen nach dem Weg dorthin auf Probleme stieß.

Eine besondere Form von regionaler Verbundenheit kann man bei folgendem Verleser vermuten: Eine Frau las auf dem Schild einer Bäckerei »ostfriesische Brötchen«. Sie – selbst Ostfriesin – befand sich weit außerhalb von Ostfriesland und freute und wunderte sich darüber. Dann las sie noch einmal, und tatsächlich waren es auch keine *ostfriesischen*, sondern *ofenfrische* Brötchen.

Wie man schon an diesen wenigen Beispielen sieht, kann das Verlesen oder Verhören durchaus unterhaltsam sein.

Wir danken allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die amüsanten Beispiele. Über die Preise wurde per Los entschieden. Freuen dürfen sich Beate Bruns, Fritz Jörn und Thomas Walker.

GfdS

Viele Wörter haben mehrere Bedeutungen und mehrere Verwendungsweisen. Häufig ist es einfach, diese miteinander in Beziehung zu bringen. So kann das Wort *Birne* sowohl eine Frucht bezeichnen als auch den Baum, der die Frucht trägt, oder eine Glühlampe, deren Form der Birnenfrucht ähnelt.

Allerdings gibt es auch den Fall, dass ein und dasselbe Wort in so unterschiedlichen Verwendungen auftritt, dass man die eine mit der anderen kaum noch in Beziehung setzen kann. Als Beispiel möge hier das Verb *auftragen* dienen: Es ist sicher ein Unterschied, ob man eine Salbe auf die Haut oder Farbe auf eine Wand *aufträgt*, aber noch nachvollziehbar, dass beide Vorgänge mit dem gleichen Wort bezeichnet werden. In beiden Fällen wird eine Substanz (Salbe oder Farbe) auf einer Fläche gleichmäßig verteilt. Auch die inhaltliche Beziehung zwischen *auftragen* und dem Substantiv *Auftrag* ist recht deutlich, wenn etwa jemand einem Kind *aufträgt*, Brot und Eier einzukaufen. Wenn ein Kind allerdings die Kleider älterer Geschwister *aufträgt* (sprich: so lange trägt, bis die Kleidung entweder unbrauchbar ist oder nicht mehr passt), ist es schon wesentlich unklarer, in welcher Beziehung diese Verwendung von *auftragen* zu den anderen genannten steht.

Wenn Ihnen noch andere Beispiele dieser Art ein- oder auffallen, bitten wir Sie, Ihre Funde bis zum 31. Oktober 2010 einzusenden an:

Gesellschaft für deutsche Sprache
Spiegelgasse 13
65183 Wiesbaden
E-Mail: sprachdienst@gfds.de

GfdS

Übersetzung Deutsch – Deutsch

Auf den ersten Blick mag es vollkommen widersinnig, ja unmöglich erscheinen, eine Übersetzung von einer Sprache in dieselbe Sprache durchzuführen. Dennoch haben wir alle im Alltag schon mehr oder weniger leidvolle Erfahrung damit gemacht, wie verschiedengestaltig etwas »Deutsches« daherkommen kann. Ein recht extremes Beispiel dafür sind maschinell aus anderen Sprachen übersetzte Bedienungsanleitungen, die hier aber ausgeklammert bleiben sollen. Denn diese Kalamitäten kann man noch ganz einfach darauf zurückführen, dass Maschinen dem Menschen in dieser Hinsicht einfach (noch) deutlich unterlegen sind. Aber auch in der Kommunikation von Mensch zu Mensch (gleicher Muttersprache wohl gemerkt) kann dann und wann Übersetzungsbedarf auftreten. Das hat auch einer der führenden Verlage für Wörterbücher aller Art erkannt und bietet ein humoristisch gemeintes Nachschlagewerk für die Übersetzungsrichtung »Deutsch – Arzt/Arzt – Deutsch« an. Bislang als Übersetzungsbedürftige Bevölkerungsgruppen sind in der Buchreihe neben Ärzten auch Frauen, Chefs und Politiker vertreten.

Nun kann man einwenden, dass mit solchen Büchern eher Klischees bedient werden, aber dass Ärzte tatsächlich über eine Art »Geheimcode« verfügen, ist durchaus eine Tatsache. Auch in wissenschaftlichen Kreisen außerhalb der Medizin ist es im Übrigen recht beliebt, sich durch einen »Code« der Allgemeinverständlichkeit zu entziehen. Dabei ist das Akademikerdeutsch (um es einmal so zu nennen) leicht zu erkennen, in der Regel gekennzeichnet durch einen ungeheuer hohen Anteil griechischer und lateinischer Fremdwörter. In manchen Texten ist der Anteil wirklich deutschen Sprachmaterials kaum höher als in dem bekannten Werbeslogan »Come in and find out«, den eine große Zahl deutscher Muttersprachler/-innen weder versteht noch korrekt übersetzen kann. Viel kniffliger allerdings wird es in Fällen, in denen weder ein Übermaß an fremdem Sprachmaterial noch die holprigen Übersetzungskünste eines Computers auszumachen sind. Man muss auch gar nicht die viel zitierte Unverständlichkeit von Rechtstexten bemühen, ein ganz kleines Beispiel aus dem Alltag möge an dieser Stelle ausreichen: In der Wiesbadener Stadtbücherei steht ein Kopierer, dessen Display die Handlungsanweisung »Kostenstellenzähler einsetzen« anzeigt. Keine Fremdwörter, keine von einer Übersetzungsmaschine pulverisierte Grammatik, und dennoch: offenbar für die meisten Bibliotheksbenutzer/-innen derart unverständlich, dass die Stadtbücherei sich zu folgender Maßnahme veranlasst sah: An der Wand neben dem Kopierer hängt eine Bedienungsanleitung, die in mehrere Punkte gegliedert den Gebrauch des Geräts erklärt. Erster Punkt: »›Kostenstellenzähler einsetzen‹ bedeutet: ›Geld einwerfen‹.« Gefahr erkannt, Gefahr gebannt sozusagen.

Fr

Unterstützen Sie als Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache unsere sprachkulturelle Arbeit!

Als Mitglied erhalten Sie die Zeitschrift *Der Sprachdienst* kostenlos. Außerdem steht Ihnen unsere telefonische Sprachberatung kostenfrei zur Verfügung. Der Jahresbeitrag kann von der Steuer abgesetzt werden.

Einzelpersonen: 40,00 €, Studierende: 20,00 €

Firmen und Körperschaften: 80,00 €

Die Gesellschaft für deutsche Sprache will die deutsche Sprachgemeinschaft anregen, sich mit ihrer Sprache zu beschäftigen; sie will das Verständnis für das Wesen und die Leistung der Sprache fördern; sie will allen helfen, die sprachlichen Rat brauchen, und unterhält darum einen Sprachberatungsdienst, der für

Mitglieder kostenlos ist. Der unten stehende Vordruck soll Ihnen die Anmeldung erleichtern. Bitte füllen Sie ihn aus und senden Sie ihn an die Geschäftsstelle der GfdS. Oder fordern Sie zuvor ein ausführliches Informationsblatt und den Wortlaut der Satzung unserer Sprachgesellschaft an.

Gesellschaft für deutsche Sprache e. V., Spiegelgasse 13, 65183 Wiesbaden, Tel. 0049 (0)611 999550, sekr@gfds.de



Beitrittserklärung

Hiermit erkläre ich meinen/erklären wir unseren Beitritt zur Gesellschaft für deutsche Sprache.

Name: _____

Anschrift: _____

Ich zahle/Wir zahlen einen Jahresbeitrag von _____ €.

Nassauische Sparkasse · BLZ 51050015 · Konto 100069113
IBAN: DE67 5105 0015 0100 0691 13 · BIC (SWIFT-Code): NASSDE55

Ort und Datum: _____

Für meinen/unseren Jahresbeitrag erhalte ich/erhalten wir sechs Ausgaben der Zeitschrift *Der Sprachdienst*.

Neu in der edition text + kritik



Als nach 1945 die Literatur die jüngste Vergangenheit aufarbeitete, stand die literarische Erinnerung an die Jahre 1933–1945 vor enormen Herausforderungen. Das Buch zeichnet an Werken von Grete Weil, Edgar Hillenrath und Wolfgang Hildesheimer diesen Komplex nach.

Stephan Braese

Die andere Erinnerung

Jüdische Autoren in der westdeutschen Nachkriegsliteratur

etwa 600 Seiten, ca. € 32,-

ISBN 978-3-86916-047-4

In dem Band geht es um die Frage, wie sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller im Exil mit ihren Gastländern auseinandersetzten und beschlossen, dort eine neue interkulturelle Identität zu entwickeln.

Sabina Becker/

Robert Krause (Hg.)

Exil ohne Rückkehr

Literatur als Medium der

Akkulturation nach 1933

etwa 300 Seiten, ca. € 32,-

ISBN 978-3-86916-048-1



et+k

edition text + kritik

Levelingstraße 6a
81673 München

info@etk-muenchen.de
www.etk-muenchen.de